

JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN

MITTEILUNGSBLATT DES LANDESVERBANDES DER ISRAELITISCHEN KULTUSGEMEINDEN IN BAYERN

33. JAHRGANG / NR. 136

ראש השנה תשע"ט

5. SEPTEMBER 2018



Der Landesverband
der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern
wünscht

zum Neujahrsfest 5779

dem Staat Israel,
seiner diplomatischen Vertretung in der Bundesrepublik,
der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland,
den Rabbinern und
allen Mitgliedern der Gemeinden
ein gesundes Jahr voll Frieden und Segen!

Dr. Josef Schuster

Präsident

Ilse Danzinger

Vizepräsidentin

Anna Zisler

Vizepräsidentin

Karin Offman

Geschäftsführerin

STOLPERSTEINE HEPPELHEIM, LEHRSTRASSE

Aus: www.stolpersteine-heppenheim.de

HIER WOHNTE
MAIER SUNDHEIMER
JG 1881
DEPORTIERT 1942
PIASKI
ERMORDET

HIER WOHNTE
LUDWIG SUNDHEIMER
JG 1919
SCHUTZHAFT 1938
DACHAU
DEPORTIERT 1942
PIASKI
1942 MAJDANEK
ERMORDET

HIER WOHNTE
EVA SUNDHEIMER
JG 1923
DEPORTIERT 1942
PIASKI
ERMORDET
IN AUSCHWITZ

Unser Titelbild: Die Klagemauer in Jerusalem. Foto: Renatus Schenkel.

Bilder Rückseite: Nr. 1: Das Grab von David ben Gurion (Seite 13), Foto: Renatus Schenkel. Nr. 2: Der neue Museumsbau (Seite 9), Foto: Jüdisches Museum Franken/Annette Kradisch. Nr. 3: In der Negev-Wüste (Seite 13), Foto: Renatus Schenkel. Nr. 4: ZWST Israel-Reise (Seite 18), Foto: Robert Poticha. Nr. 5: Museum Franken (Seite 9), Foto: Jüdisches Museum Franken/Annette Kradisch. Nr. 6 und 7: Heppenheim (Seite 23), Foto: Höhn.

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

in den nächsten vier Wochen werden unsere Synagogen wieder die höchsten Besucherzahlen des Jahres aufweisen. An manchen Gottesdiensten zu Rosch Haschana und Jom Kippur wird es in einigen Städten auch überfüllte Synagogen geben. Die Jamim Noraim, die Tage der Ehrfurcht, Rosch Haschana, Jom Kippur und die dazwischen liegenden sieben Bußtage sind Festtage, die viele auch nicht regelmäßigen Gottesdienstbesucher mit eigenen Vorstellungen und Erinnerungen verbinden. Dazu gehören der Beginn des Jüdischen Jahres, das Fasten am Versöhnungstag und das Schofarblasen. Aber auch der Gedanke an Umkehr, an Teschuwa, die weiße Festtagsbekleidung und die traditionellen Speisen Apfel mit Honig gehören zu den Besonderheiten der Jamim Noraim.

Unsere Autoren Rabbiner Berger und Yizhak Ahren werden auf den nächsten Seiten einige inhaltliche Gedanken dazu vorstellen. Für mich ist auch wichtig, das Sukkot-Fest in diesen Feiertags-Zyklus miteinzubeziehen. Denn auch auf die Zeit in einer reich geschmückten Laubhütte freue ich mich. Die besondere „Mystik“ unserer Feiertage kann man in den nächsten Wochen auch in unseren Synagogen erleben. Und viele Gemeindemitglieder werden dabei sein.

Auch noch 73 Jahre nach der Befreiung vom Nationalsozialismus erleben wir in Deutschland und leider auch in sehr vielen anderen europäischen Ländern Antisemitismus. Es ist ein Antisemitismus in verschiedenen Erscheinungsformen und Gesellschaftsschichten. Und keinen gilt es zu verharmlosen. Wir stehen vor der Herausforderung, Antisemitismus an



verschiedenen Fronten und mit unterschiedlichen Mitteln bekämpfen zu müssen.

Es ist daher ein wichtiger Schritt, dass auf Bundesebene erstmals das Amt eines „Beauftragten für jüdisches Leben in Deutschland und den Kampf gegen Antisemitismus“ geschaffen wurde. Der Beauftragte ist für uns ein wichtiger Partner im Kampf gegen Antisemitismus. Gerade weil es darum geht, Antisemitismus zu beobachten unter Rechtsextremen, bei Muslimen sowie im politisch häufig eher linken Spektrum in Form einer heftigen Israel-Feindschaft.

Seit einigen Monaten ist der frühere bayrische Kultusminister Ludwig Spaenle der Beauftragte Bayerns gegen Antisemitismus. Eine Position, die eigens geschaffen

worden ist, weil die Zahl antijüdischer Vorfälle auch in Bayern gestiegen ist.

Herr Spaenle wird jetzt ein niedrigschwelliges Meldesystem für antisemitische Vorfälle im Freistaat entwickeln. Im Moment ist es leider eher so, dass Juden entweder einen Vorfall der Polizei nicht melden, weil sie fürchten, nicht ernst genommen zu werden, oder weil sie den Gang zu einer amtlichen Meldestelle scheuen.

Wir brauchen aber valide Daten, damit die Mehrheitsgesellschaft das Problem überhaupt ernst nimmt. Und zwar so ernst, dass sie sich nachhaltig damit beschäftigt, und sich nicht bei einem Vorfall kurzfristig empört, um dann im Alltag genauso weiterzumachen wie bisher.

Wir brauchen zu den Vorfällen gesicherte Daten, denn nur dann werden wir ein Bild erhalten, das der Realität einigermaßen entspricht. Und nur dann können wir auch gezielte Gegenmaßnahmen entwickeln.

Auch unsere Gemeinden will der Beauftragte in seine Arbeit miteinbeziehen. Einige hat er zu Gesprächen bereits besucht, alle anderen Besuche sollen bis Ende des Jahres gemacht werden.

Ich wünsche Herrn Spaenle bei seinen Bemühungen großen Erfolg und Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, wünsche ich ein gutes und gesundes neues Jahr 5779.

SCHANA TOWA

Ihr

Dr. Josef Schuster

Präsident

des Zentralrats der Juden in Deutschland und des Landesverbandes der IKG in Bayern

Rosch Haschana 5779 Von Landesrabbiner Dr. Joel Berger . . . 6 Umkehr – Gebet – Wohltätigkeit Von Yizhak Ahren 7	Nachrichten aus Frankreich Von Gaby Pagener-Neu 19	IMPRESSUM
Kultur Klinkersteine erinnern an Jerusalem Von Verena Erbersdobler 9 Die Sukka in Zell am Main Von Israel Schwierz 11	Jüdisch Reisen Zu Besuch bei Martin Buber in Heppenheim Von Bernd Sterzelmaier 23 Was es heißt, ein Mensch zu sein Von Angela Genger 27	JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN erscheint im April zu Pessach, im September zu Rosch Haschana und im Dezember zu Chanukka.
Israel 70 Jahre Reiseziel Israel Von Renatus Schenkel 13 111 Orte in Tel Aviv Von Andrea Livnat 16	Bayern Gedenken an Israel Offman sel. A. . . 34	Redaktion: Benno Reicher, redaktion@berejournal.de.
	Aus den jüdischen Gemeinden in Bayern 36	Herausgeber: Landesverband der Israeli- tischen Kultusgemeinden in Bayern K.d.ö.R, Effnerstraße 68, 81925 München.
	Buchbesprechungen 48	Gesamtherstellung: Druckerei Höhn, Inh. Martin Höhn, Gottlieb-Daimler-Str. 14, 69514 Laudendach.



rem religiösen Leben ein. Umso mehr

Zum jüdischen Neujahrsfest geht mein herzlicher Gruß an die jüdischen Bürgerinnen und Bürger unsers Landes.

Ihre Gemeinden nehmen einen festen Platz in unserer Gesellschaft und in unse-

schmerzt es, wenn der Antisemitismus heute wieder vermehrt in Erscheinung tritt. Die Bayerische Staatsregierung stellt sich diesem Ausdruck von Menschenverachtung entschlossen entgegen. Mit der Schaffung des Amtes eines Antisemitismusbeauftragten setzt sie ein Zeichen für religiöse Toleranz. Wir werden den notwendigen Debatten nicht ausweichen und klar auf der Seite der Menschenwürde stehen.

Rosch Haschana ist für die Juden ein Fest

der Selbstbesinnung und inneren Einkehr. Sie ziehen eine persönliche Zwischenbilanz und erneuern für das anstehende Jahr ihren Bund mit Gott. Ganz in diesem Sinne ein gesundes, glückliches und erfolgreiches Jahr 5779!

Dr. Markus Söder
Bayerischer Ministerpräsident



gliedern der Jüdischen Gemeinden in Bayern namens des Bayerischen Landtags und persönlich zum Fest Rosch Haschana ganz herzlich gratulieren und alles Gute wünschen.

Natürlich müssen wir auch weiterhin wachsam sein, was Antisemitismus betrifft, ganz gleich, von wem er kommt. Aber bei mir persönlich überwiegt doch die Freude da-

Die Ankunft eines neuen Jahres kann man gut miteinander feiern; es geht aber auch sehr gut nebeneinander. Denn jüdische und christliche Traditionen lassen sich in entspannter Weise leben. Und so möchte ich den Mit-

rüber, dass jüdisches Leben in unserem Land wieder so stark Fuß gefasst hat. Das jüdische Gemeindezentrum am Münchner Jakobsplatz ist in gewisser Weise der Beweis dafür, was heute überall im Land möglich ist. Immer wieder engagieren sich Bürgerinnen und Bürger oder ganze Gemeinden, um die Erinnerung an jüdisches Leben vergangener Zeiten wachzuhalten oder es in die Gegenwart hereinzuholen. Ein Beispiel dafür ist Memmelsdorf in meiner fränkischen Heimat. Dort hat eine örtliche Initiative die Synagoge der früheren Landjudengemeinde zu einer Begegnungsstätte umgestaltet. So etwas zu tun, ist ganz wichtig. Denn letztlich kommt es beim friedlichen Zusammenleben der Menschen immer auf die persönliche Begegnung, auf die Bereitschaft, aufeinander zuzugehen, an. Wenn

das gelingt, kann daraus mehr als Toleranz entstehen, nämlich echtes Interesse füreinander und aufrichtiger Respekt voreinander. Das ist im Kleinen nicht anders als im größeren politischen Rahmen. 70 Jahre nach der Staatsgründung Israels sind die deutsch-israelischen Beziehungen sehr eng. Manche Kommentatoren sprechen von einem „kleinen Wunder“. Und das ist es wohl auch. Wir sollten es bewahren und aus ihm eine *wunderbare Normalität* machen. Das wünsche ich uns und Ihnen, liebe Mitglieder der Jüdischen Gemeinden in Bayern, am „Tag der Erinnerung“ von ganzem Herzen.

Barbara Stamm, Präsidentin
des Bayerischen Landtags



Mehr als 10 Jahre liegt die Eröffnung der Ohel-Jakob-Synagoge auf dem Jakobsplatz nun schon zurück und damit auch der Neubeginn jüdischen Lebens im Herzen unserer Stadt. Das ist ein Glücksfall für München und ebenso Ausdruck unserer engen Verbundenheit und unserer unverbrüchlichen Solidarität mit der Jüdischen Gemeinde. Gleichzeitig erinnern wir uns aber auch an die Barbarei vor 80 Jahren, als die nationalsozialistische Münchner Stadtverwaltung auf Befehl Adolf Hitlers die einstige Münchner Hauptsynagoge an der Herzog-Max-Straße als eine der ersten Synago-

gen überhaupt abreißen ließ.

das zu Ende gehende Jahr und das neue Jahr nach Ihrem Kalender bedeutet für Sie Gewissenserfor-

schung, Reue vor Gott und dem Nächsten, Bitte um Vergebung und Neuanfang. Auch im jüdisch-christlichen Verhältnis gab es in den letzten fünfzig Jahren einen Neuanfang: die Bitte um die Vergebung von christlicher Seite, die Bereitschaft zur Versöhnung von jüdischer Seite. Ein solches Zeichen der Versöhnung ist auch die Erklärung orthodoxer Rabbiner von Europa, Amerika

und Israel mit dem Titel „Zwischen Jerusalem und Rom“ vom letzten Jahr. Mit dieser Erklärung würdigen sie die „neue Ära der friedlichen Koexistenz und Akzeptanz“ und die „Jahrzehnte der fruchtbaren Interaktion und Zusammenarbeit“, die vor allem mit der Konzilerklärung „Nostra aetate“ von 1965 begonnen haben. Natürlich gibt es bleibende Unterschiede

Abscheu vor jeglichem Antisemitismus und ihr tiefes Verbundensein mit der Jüdischen Gemeinde mit einer Großdemonstration auf dem St.-Jakobs-Platz entschlossen zum Ausdruck gebracht. In diesem Sinne möchte ich die Jüdische Gemeinde Münchens hier nochmals ausdrücklich der unumstößlichen Solidarität der gesamten demokratischen Münchner Stadtgesellschaft versichern. Und in eben diesem Sinne wünsche ich allen jüdischen Bürgerinnen und Bürgern unserer Stadt zum Neujahrsfest Rosch Haschana ein gutes, glückliches und friedliches Jahr 5779!

Dieter Reiter, Oberbürgermeister
der Landeshauptstadt München



Liebe jüdischen Schwestern und Brüder,

das zu Ende gehende Jahr und das neue Jahr nach Ihrem Kalender bedeutet für Sie Gewissenserfor-

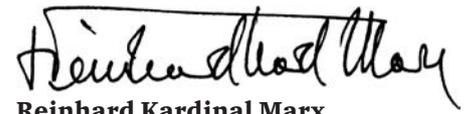
schung, Reue vor Gott und dem Nächsten, Bitte um Vergebung und Neuanfang. Auch im jüdisch-christlichen Verhältnis gab es in den letzten fünfzig Jahren einen Neuanfang: die Bitte um die Vergebung von christlicher Seite, die Bereitschaft zur Versöhnung von jüdischer Seite. Ein solches Zeichen der Versöhnung ist auch die Erklärung orthodoxer Rabbiner von Europa, Amerika

und Israel mit dem Titel „Zwischen Jerusalem und Rom“ vom letzten Jahr. Mit dieser Erklärung würdigen sie die „neue Ära der friedlichen Koexistenz und Akzeptanz“ und die „Jahrzehnte der fruchtbaren Interaktion und Zusammenarbeit“, die vor allem mit der Konzilerklärung „Nostra aetate“ von 1965 begonnen haben. Natürlich gibt es bleibende Unterschiede

zwischen Juden und Christen, aber zugleich teilen wir grundlegende Überzeugungen und Werte einschließlich des Bezugs auf die Hebräische Bibel. Die orthodoxen Rabbiner sehen in der genannten Erklärung in den Katholiken „Partner, enge Verbündete, Freunde und Brüder in unserem gemeinsamen Streben nach einer besseren Welt“. Dieser Sichtweise schließe ich mich voll an

und ich möchte die Worte von Papst Franziskus zitieren bei seinem Besuch in der Synagoge in Rom: „Von Feinden und Fremden sind wir zu Freunden und Brüdern geworden ... Ich wünsche, dass die Nähe, die gegenseitige Kenntnis und Wertschätzung zwischen unseren beiden Gemeinschaften immer mehr wachsen mögen.“ Ein friedvolles und gesegnetes Neues Jahr –

Schana towa!
Ihr



Reinhard Kardinal Marx
Erzbischof von München und Freising



Im Namen der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern und auch ganz persönlich wünsche ich Ihnen ein glückliches und friedliches Jahr 5779. Das abgelaufene Jahr hat Schönes und Erfreuliches, aber auch

Beunruhigendes und Trauriges mit sich gebracht.

Mich freut, dass es durch eine gemeinsame Anstrengung gelungen ist, die Mittel für eine von der Evangelischen Kirche in Deutschland initiierte Stiftungsprofessur in Berlin zusammenzubekommen, die Theologiestudentinnen und -studenten künftig mehr über das Judentum und das besondere christlich-jüdische Verhältnis vermitteln soll:

Wie leben Menschen ihr Judentum heute und wie taten sie es früher? Was in den Beziehungen von Christen zu Juden müssen wir besonders ausleuchten? Wo gibt es Vorbilder und Vorbildliches, aus dem wir heute schöpfen können? Was haben wir erreicht im christlich-jüdischen Dialog und woran müssen wir arbeiten?

Wir hoffen auf Lernprozesse, die unsere Kirche und unsere Gesellschaft, weiterbringen. Wie nötig das ist, hat sich auch in den letzten Monaten wieder gezeigt.

Die wieder gewachsenen antisemitischen Tendenzen sind eine Schande für unsere Gesellschaft. Gerade für uns als Kirche gibt es allen Anlass, Antisemitismus energisch entgegenzutreten.

Vor 20 Jahren hat die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern im November 1998 in Nürnberg ihr Verhältnis zum Judentum grundlegend neu beschrieben. In der Zwischenzeit haben wir Fortschritte gemacht. Gleichzeitig bleibt noch viel zu tun – aber auch noch viel zu entdecken.

Im kommenden März wird die bundesweite Woche der Brüderlichkeit in Bayern eröffnet, nämlich in Nürnberg. Das Motto: „Mensch, wo bist du?“ erinnert uns daran, dass wir nicht für selbstverständlich halten, was wir erreicht haben. Was Sorge macht und irritiert, soll ebenso zur Sprache kommen wie alle Freundschaft, die gewachsen ist, und die Verbundenheit, die wir erleben. Das Motto fordert uns dazu heraus, Gesicht und Haltung zu zeigen, wenn Gruppen und Kräfte versuchen, die Gesellschaft zu spalten und

Misstrauen zu säen gegenüber denen, die anders als sie leben, glauben, aussehen. Denjenigen, die die Vielfalt nicht achten, treten wir mit allem Nachdruck entgegen.

Das Motto „Mensch, wo bist du?“ erinnert gerade Christen hier in Deutschland daran: Wir stehen in der Verantwortung, wenn unsere jüdischen Nachbarinnen und Nachbarn bedroht, beschimpft oder gar angegriffen werden.

Deshalb wollen wir in Nürnberg und anderswo zeigen, dass wir in Bayern zusammenhalten – jüdische, christliche und alle Menschen guten Willens.

Ich freue mich auf ein spannendes Programm und anregende Begegnungen, im März in Nürnberg und das ganze Jahr überall in Bayern.

SCHANA TOWA UMETUKA
wünscht Ihnen Ihr



Dr. Heinrich Bedford-Strohm
Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern



Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Freunde,

zum jüdischen Neujahrsfest Rosch Hachana sende ich Ihnen meine besten Wünsche und Grüße.

Für den Staat Israel war es ein ereignisreiches Jahr: die USA haben Ihre Botschaft von Tel-Aviv nach Jerusalem verlegt und damit Jerusalem als offizielle Hauptstadt Israels anerkannt, Guatemala und Paraguay folgten. Doch gleichzeitig stellten Entwicklungen in unseren arabischen Nachbarstaaten und der extremistische Terror im gesamten Nahen Osten die Bevölkerung Israels vor immerwährende Herausforderungen. Doch inmitten dieser Region, die so oft von Unruhe

und Konflikten geprägt ist, beruft sich der Staat Israel auf seine Stärken: Demokratie, Pluralismus, Freiheit, technologischer Fortschritt und humanitäres Engagement – die dem Land seine innere Stabilität garantieren. Das zentrale Ereignis dieses Jahres ist jedoch das 70-jährige Jubiläum der Staatsgründung Israels. Am 14. Mai 1948 erklärte David Ben Gurion die Unabhängigkeit des Staates Israel – die Erfüllung des Traums des Visionärs der zionistischen Bewegung, Theodor Herzl – und des gesamten jüdischen Volkes. Zahlreiche Veranstaltungen in deutschen Städten standen und stehen in diesem Jahr unter dem Motto „70 Jahre Israel“ und zelebrieren das ganze Jahr über dieses besondere Ereignis: bei kulturellen Begegnungen, auf Konferenzen zu Bildung, Wirtschaft, Umwelt, Wissenschaft und Forschung, bei künstlerischen Projekten oder im Jugendaustausch und bei Städtepartnerschaften.

Es freut mich, dass sich in diesem Jubiläumsjahr viele jüdische Gemeinden hier in Bayern so sichtbar im Zeichen der deutsch-israelischen Freundschaft engagieren. Die jüdischen Gemeinden werden immer Israels stärkster Partner sein.

Für das neue Jahr wünschen wir uns für Israel und für alle Juden weltweit Sicherheit und Frieden und wollen uns dafür gemeinsam stark machen.

Ich wünsche Ihnen ein friedliches, gesundes und erfolgreiches Jahr 5779.

SHANA TOVA U-METUKA!
KETIVA VE-CHATIMA TOVA!



Sandra Simovich, Generalkonsulin
des Staates Israel in Süddeutschland

Rosch Haschana 5779

Von Landesrabbiner a. D. Joel Berger



Rabbiner Joel Berger

Für die jüdische Gemeinschaft beginnt am Rosch Haschana ein neues liturgisches Jahr. Unser Neujahrsfest wird zusammen mit dem darauf folgenden Versöhnungstag Jom Kippur als „Jamim Noraim“, als „Ehrfurchterregende Tage“ bezeichnet. Rosch Haschana überragt alle jüdischen Feste als Tage der Erinnerung, denn wir sollen beim Eintritt ins neue Jahr auch die Zukunft in die Vergangenheit miteinbeziehen. Rosch Haschana und Jom Kippur werden traditionell als die Gerichtstage Gottes betrachtet. Wir fühlen uns innerlich verpflichtet, über die Ereignisse unseres Lebens im vergangenen Jahr aufrichtig Rechenschaft vor unserem Schöpfer abzulegen. Man klagt sich häufig selbst an, weil man im Laufe des Jahres vielleicht nicht standhaft genug geblieben war, weil man trotz guter Vorsätze Ideale leichtsinnig verließ und sie verletzte.

Diese grundsätzlichen Gedanken des Festes könnten den Anschein erwecken, dass die Hohen Feiertage von einer traurigen, wehmütigen Stimmung überschattet werden. Dies trifft jedoch nicht zu. Unserem Leben verleihen diese Feste viele bunte Farben. Die Farbenpracht lässt sich am eindrucksvollsten mit der Schilderung jener Sitten und Bräuche veranschaulichen, die engstens mit der Gedankenwelt dieser Feiertage verbunden sind.

Es ist vielerorts üblich in der Woche vor Rosch Haschana oder sogar bis zum Jom Kippur, bis zum Versöhnungstag, die Gräber der Verstorbenen, nächsten Anverwandten und frommen Rabbiner aufzusuchen. An den Ruhestätten gedenkt man der tugendhaften Lebensweise der Heim-

gegangenen und hofft, dass uns ihr Beispiel beseelen wird, wenn wir an den Hohen Feiertagen Gnade für uns und für die Unsrigen erleben werden. Heute, nach dem Jahrhundert der Vertreibungen und des Mordes, können viele von uns die Gräber ihrer Angehörigen nicht mehr aufsuchen, weil viele von uns nicht wissen, wo und wann sie ermordet wurden. Auch daher hat es sich bei uns eingebürgert, die meist namenlosen Gräber und Denkmäler der KZ-Friedhöfe unserer Umgebung aufzusuchen. Durch das Anzünden eines Gedenklights und dem gemeinsamen Rezitieren des Kaddisch-Trauergebetes tun wir kund, dass, solange wir noch am Leben sind, es auch kein Vergessen, kein Verdrängen vor der Allmacht des Herrn geben kann.

Vor Anbruch des Feiertages pflegen gesetzestreue Männer das Ritualbad, die Mikwe, aufzusuchen. Mit dem Untertauchen im Becken des Bades möchte man symbolisch zum Ausdruck bringen, dass nach jüdischer Auffassung die Körperhygiene und die Reinheit der Seele eine harmonische Einheit bilden. Nach dem Abendgottesdienst begrüßt man sich mit dem traditionellen Gruß „*Leschana Towa Tikatewu*“, „für ein gutes, neues Jahr mögen wir eingetragen werden.“ In der volkstümlichen jüdischen Vorstellung ist das Bild lebendig, in dem Gott in diesen Tagen diejenigen, die aufrichtig Buße tun, in das Buch des Lebens einträgt. Diese bildhafte Vorstellung steckt hinter der Formulierung des Festtagsgrußes.

Am Rosch Haschana wird der Schofar, das Naturinstrument aus einem Widderhorn, geblasen. Dies zur Erinnerung an die „Bindung Isaaks“, an den Opferungs-



Schofar aus dem Jüdischen Museum Franken in Fürth. Es wurde 1938 von Familie Wild aus den Trümmern der Synagoge des ostjüdischen Vereins „Bikur Cholim“ in der Maxstraße in Fürth geborgen. Foto: Annette Kradisch, Nürnberg, © Jüdisches Museum Franken

versuch Abrahams. Das Schofarblasen am Rosch Haschana kündigt an, dass wir uns auf das Kommen des großen Versöhnungstages Jom Kippur innerlich vorbereiten sollen.

Was aber wären diese ernstesten Feiertage zum Anbruch des neuen Jahres ohne eine besondere Speisekarte für das Fest? Die einzelnen Gerichte des Festmenüs sind so zusammengestellt, dass deren Geschmack oder äußere Form an die Inhalte und Gedankenwelt des Festes erinnern oder damit in Verbindung gebracht werden können. Dabei hat man auch die günstige Wende des Schicksals der Tischgemeinschaft durch die Speisen beeinflussen wollen, wenn es nur der Herr so wollte.

Daher pflegt man zu Rosch Haschana Rosinen in die Challa, den geflochtenen Festtagszopf, mit hinein zu verarbeiten. Ebenso wird das Festbrot, nachdem es mit dem Segensspruch, mit der Bracha, gebrochen wurde, in Honig getaucht, bevor wir es zu uns nehmen. Süß soll das neue Jahr werden, süß, sorgenfrei und friedlich.

Die Sehnsucht nach dem „versüßten Leben“ ist der Grund dafür, dass man an den Neujahrsfeiertagen nach dem Verspeisen des Festbrottes auch Apfelstücke in Honig zu tunken pflegt und sie der Tischgemeinschaft mit folgenden Worten reicht: „Möge uns ein süßes Jahr beschert werden.“ Gereicht werden auch Granatäpfel, die bekanntlich viele Kerne haben. Sie versinnbildlichen die Erfüllung der vielen Wünsche und Hoffnungen.

Unser Festbrot ist der hierzulande wohlbekannte Mohnzopf. Jedoch wird an den Hohen Feiertagen die längliche Form verändert. Man bevorzugt einen runden, geflochtenen Wecken. Dieser soll zum Ausdruck bringen, dass man sich zu Beginn des Neuen Jahres ein rundes Jahr wünscht, ohne Ecken und Kanten, ohne Kummer und Leid. Die Mohnkörner, die den Zopf fast vollständig bedecken, sollen Überfluss symbolisieren.

Am Rosch Haschana kommt noch der Wunsch hinzu, dass unsere Verdienste um das Wohl unserer Mitmenschen vor dem Herrn am Gerichtstag, am Jom Hadin, genau so zahlreich wie die Mohnkörner erscheinen mögen, damit uns Gnade

und Erbarmen widerfährt. Aus dem gleichen Grund stehen noch auf der festlichen Menükarte süß zubereitete, in Honig und Dörrpflaumen gedünstete Möhren, auf Jiddisch „Zimmes“ genannt.

Manche meinen, dass nicht nur wegen dieser Namensbezeichnung der Zimmes, dessen Farbe an Gold und Wohlstand erinnert, auf den Festtagstisch kommt. Das Wort „Möhren“ wird in einigen jiddischen Dialekten als „Mehren“ ausgesprochen und erinnert somit an das Gebot der Tora „seid fruchtbar und mehret euch.“ (1. B. M. 1:28) An diesem Fest gilt dies als eine Verheißung. Fisch, dessen Kopf, auf Hebräisch Rosch, mitserviert wird, ist ein Symbol der Fruchtbarkeit. Saure oder bittere Speisen werden an diesen Tagen nicht verzehrt. Zu den symbolträchtigen Speisen des Rosch Haschana gehört auch der Honigkuchen, der Honiglebkach.

Damit nicht der Eindruck gewonnen wird, dass nur die Gastronomie im Mittelpunkt der Hohen Feiertage steht, möchte ich einige weitere Bräuche anführen. Vollerorts ziehen die Betenden und der Chasan, der Vorbeter, während der Gottesdienste in der Synagoge am Rosch Haschana und Jom Kippur einen weißen Kittel an. Der weiße Kittel ist eigentlich die Tracht der Verstorbenen. Es ist das letzte Hemd, in dem wir unsere Toten in den Sarg betten.

Daher wird der Kittel auch „Sargenes“ genannt. Die Rolle und die Bedeutung des weißen Kittels an den Hohen Feiertagen sind vielfältig. Zunächst drückt das Tragen des Kittels das Streben nach der Reinheit der Seele und nach Vergebung aus. Dafür steht die weiße Farbe. Es bedeutet ferner, dass wir dem einzig gerechten Richter, Gott, der Seinen Geschöpfen Gnade walten lassen will, ver-

trauen. Der „Sargenes“ ist auch „Memento-mori“, Ermahnung, dass wir alle vergänglich sind und spornt uns zur Umkehr und Buße an.

Nach dem Mittagessen am ersten Rosch Haschana-Tag üben wir noch einen anderen Brauch aus. Wir suchen einen Fluss, Bach oder See auf und sprechen feierlich am Ufer einen klassischen Vers aus dem Buch des Propheten Micha. Dieser Vers besagt, dass der Herr unsere Sünden und Verfehlungen in die Tiefe des Meeres versenken wird. Viele von uns bringen noch einige Brotkrümel vom Mittagstisch mit und werfen sie, wie für die Sünden erhofft, ins Wasser. Die Krümel dienen dann als Nahrung für Fische oder Wasservögel. Ein kleines, unscheinbares Zeichen der menschlichen Barmherzigkeit, um vielleicht dadurch einen Hauch der göttlichen Gnade zu verdienen. Nötig hätten wir es, wie auch unsere Welt, in der wir leben.

Umkehr – Gebet – Wohltätigkeit

Drei Glossen zum Talmud

Umkehr eines Sexsüchtigen

Nachträglich können Psychologen heute die Diagnose eines im Talmud beschriebenen Falles stellen. Über einen willensstarken Mann wird berichtet: „Man erzählt von Rabbi Elazar Ben Dordaja, dass er keine Hure in der Welt zurückließ, die er nicht beschlafen hätte. Als er einst hörte, dass es in einem überseeischen Lande eine Hure gäbe, die einen Beutel voll Dinare als Lohn nimmt, nahm er einen Beutel voll Dinare und passierte ihretwegen sieben Flüsse.“ Elazar Ben Dordajas Verhalten legt die Vermutung nahe, dass er sexsüchtig war.

Der Besuch bei der hochpreisigen Hure verlief jedoch nicht so, wie der Freier sich die Begegnung erträumt hatte: „Bei der Vollziehung der Sache hatte sie eine Blähung und sprach: ‚Wie wenig diese Blähung zu ihrer Stelle zurückkehren wird, so wenig wird man Elazar Ben Dordaja durch Buße wieder aufnehmen.‘“ Diese frivole Bemerkung hat Elazar Ben Dordaja offensichtlich erschüttert und wachgerüttelt: Ist ihm der Weg der Umkehr (hebr.: Teschuwa) wirklich versperrt? Was tat Elazar Ben Dordaja? „Er ging fort und setzte sich zwischen zwei Berg- und Hügelreihen und sprach: Berge und Hügel, bittet für mich um Erbarmen! Sie erwiderten ihm: Ehe wir für Dich bitten, wollen wir für uns selbst bitten, denn es heißt: ‚Berge werden weichen und Hügel werden wanken‘ (Jesaja 54,10). Da sprach er: Himmel und Erde, bittet für mich um Erbarmen! Sie erwiderten: Ehe wir für Dich bitten, wollen wir für uns selbst

bitten, denn es heißt: ‚Der Himmel wird wie Rauch zerrieben und die Erde wie ein Gewand zerfallen‘ (Jesaja 51,6). Da sprach er: Sonne und Mond, bittet für mich um Erbarmen! Sie erwiderten ihm: Ehe wir für Dich bitten, wollen wir für uns selbst bitten, denn es heißt: ‚Der Mond wird sich schämen und die Sonne zu Schanden werden‘ (Jesaja 24,23). Da sprach er: Sterne und Sternbilder, bittet für mich um Erbarmen! Sie erwiderten ihm: Ehe wir für Dich bitten, wollen wir für uns selbst bitten, denn es heißt: ‚Und das ganze Heer des Himmels wird zergehen‘ (Jesaja 34,4).

Aus den gleichlautenden Antworten, die ihm Berge und Hügel, Himmel und Erde, Sonne und Mond sowie Sterne und Sternbilder gaben, zog Elazar Ben Dordaja einen wichtigen Schluss: Ich bin nun auf mich selbst angewiesen! Da senkte er sein Haupt zwischen die Knie und schrie weinend so lange, bis seine Seele ausfuhr. Da erscholl eine Hallstimme und sprach: Rabbi Elazar Ben Dordaja ist für das Leben der zukünftigen Welt vorgesehen! (Awoda Zara 17a).

Dass eine solche pikante Geschichte im Talmud vorkommt, dürfte viele Leser verblüffen. Die zitierte Passage wirft in der Tat einige Fragen auf: Man erzählt von Rabbi Elazar Ben Dordaja – war der sexsüchtige Mann ein ordinerter Tora-Lehrer? Rabbiner Mosche Feinstein verneint diese Frage; er bemerkt, dass Elazar Ben Dordaja der Titel Rabbi erst postum verliehen wurde (Responsa Igrot Mosche, Jore Dea Band 1, Nr. 135). Warum bekam der Hurenbock diesen Ehrentitel? Weil er

sich aus den tiefsten Niederungen einer Sucht befreit hat und den Weg der Teschuwa einschlug.

Die Passage, in der Elazar Ben Dordaja Naturerscheinungen anfleht, für ihn um Erbarmen zu bitten, bedarf einer Erläuterung. Wie kann man sich das vorstellen, dass Berge und Hügel sowie Sonne und Mond Verse des Propheten Jesaja zitieren? Die Tosafot zu unserer Stelle sowie zu Chullin 7a erklären, dass der talmudische Text einen inneren Monolog schildert. Elazar Ben Dordaja dachte, dass die angesprochenen Naturerscheinungen so ihm hätten antworten können. Am Ende seiner Überlegungen zog er den folgenreichen Schluss: „Ich bin auf mich selbst angewiesen!“ In einer psychotherapeutischen Behandlung braucht der Klient oft viele Stunden, bis er zu dieser Erkenntnis gelangt.

Erwähnenswert ist ein im Talmud überlieferter Kommentar von Rabbi Jehuda HaNassi zu Elazar Ben Dordajas Geschichte: „Rabbi weinte und sprach: Mancher erwirbt seine Welt in vielen Jahren, mancher aber erwirbt sie in einer Stunde! Ferner sagte Rabbi: Nicht genug, dass man die Bußfertigen aufnimmt, sondern man nennt sie auch Rabbi.“ Warum weinte Rabbi? Er hätte sich doch freuen sollen, dass der Liebhaber aller Huren am Ende seines Lebens Teschuwa machte!

Rabbiner Menachem Mendel Taub (Jahrgang 1923), besser bekannt als der Kaliber Rebbe, erklärte einmal Rabbis Tränen wie folgt: Die Geschichte von Elazar Ben Dordaja lehrt uns, dass ein Bußfertiger seine Welt in einer Stunde erwerben

kann – und doch gehen viele Sünder nicht den Weg der Teschuwa! Ist das nicht zum Weinen?

Altruistisches Beten und egoistisches Beten

An mehreren Talmud-Stellen ist von der Andacht beim Gebet (hebr.: Ijun Tefilla) die Rede. Was Ijun Tefilla in der Praxis bedeutet, erklärt Rabbiner S. R. Hirsch wie folgt: „Wenn du betest, habe deinen inneren Sinn geöffnet auf den Inhalt des Gebetes, damit du ihn dir aneignest und er dir wahrhaft zur Tefilla werde: zur Geistes- und Herzensläuterung. Denke, du stehst gegenwärtig vor Gott; entferne alle fremdartigen, störenden Gedanken, bis Geist und Gemüt rein nur der Tefilla geöffnet sind“ (Chorew § 690).

Wie sehr Ijun Tefilla sich lohnt, kann man der folgenden Lehre entnehmen: „R. Jehuda ben Schila sagte im Namen R. Asis im Namen R. Jochanans: Von sechs Dingen genießt der Mensch die Früchte auf dieser Welt, während das Kapital für die zukünftige Welt erhalten bleibt, und zwar: Gastfreundschaft, Krankenbesuch, Andacht beim Gebet, frühzeitiger Besuch des Lehrhauses, Erziehung der Kinder zum Studium der Tora und die Beurteilung seines Nächsten zu seinen Gunsten“ (Schabbat 127 a).

Eine leicht veränderte Fassung der Lehre von R. Jochanan wird täglich im Morgenbet gesagt, und zwar unmittelbar nach den Segenssprüchen über die Tora. Diese Passage erinnert Beter jeden Morgen an wichtige Aufgaben, die sie zu erfüllen haben. In dieser Liste der religiösen Pflichten befindet sich auch Ijun Tefilla, der Gegenstand unserer Betrachtung.

Mit der gebotenen Andacht zu beten, ist gewiss keine leichte Aufgabe. Unsere Weisen haben daher sogar von einer Kunst gesprochen (Raschi zu 2. Buch Mose 14,10). Der Beter muss sich auf den Gebetstext konzentrieren und darf sich nicht mit anderen Dingen beschäftigen. Die Gedanken und die Blicke beim Beten nicht schweifen zu lassen, ist eine Leistung, die mühevoll erarbeitet werden muss. Nicht ohne Stolz sagte R. Jehuda: „Möge es mir zugutekommen, dass ich die Andacht beim Gebete bewahrt habe“ (Schabbat 118 b).

Allerdings gibt es einige Talmud-Stellen, in denen Ijun Tefilla nicht gelobt wird. Im folgenden Ausspruch wird die Andacht beim Gebet sogar negativ bewertet: „R. Amram sagte im Namen Rav's: Drei Sünden sind es, denen ein Mensch keinen Tag entgeht: Gedanken der Sünde, Ijun Tefilla und üble Nachrede (hebr.: Laschon haRa)“ (Baba Batra 164 b). Hier wird Ijun Tefilla als eine Sünde angesehen. Was meinte Rav? Wieso kann jemand Ijun Tefilla negativ bewerten?

Negativ bewertete auch R. Yizhak die Andacht beim Gebet: „Drei Dinge bringen die Sünden des Menschen in Erinnerung, und zwar: eine sich neigende Wand, Ijun Tefilla und wenn man seinen Nächsten beim Himmel anklagt“ (Berachot 55 a). Raschi erklärt in seinem Kommentar zu dieser Stelle, dass diese drei Dinge die Sünden des Menschen in Erinnerung bringen, weil die betreffende Person offensichtlich ihrer Verdienste ganz sicher ist – deswegen werden ihre Taten gründlich untersucht, und wer ist ohne Sünde?!

Nun drängt sich die Frage auf, warum Ijun Tefilla im Talmud manchmal positiv und manchmal negativ gesehen wird. Eine einleuchtende Antwort auf diese naheliegende Frage hat Rabbiner Elieser Berkovitz veröffentlicht (in der Aviad-Gedenkschrift, Jerusalem 1986). Rabbiner Berkovitz geht davon aus, dass wir egoistisches Beten und altruistisches Beten voneinander unterscheiden müssen. Betet jemand nur für seine eigenen Ziele, ohne die Spur einer Fürbitte, dann provoziert er eine himmlische Prüfung, ob er es tatsächlich verdient, dass die von ihm geäußerte Bitte erfüllt wird. Die oben zitierte Aussage von Rav, Ijun Tefilla sei eine Sünde, bezog sich auf ein solches Beten. In der Tat ist Ijun Tefilla dann problematisch, wenn der Beter nur eigene Ziele im Sinn hat.

Die harte Prüfung durch den Himmel kann ein Beter vermeiden, indem er altruistisch handelt und in seinem Gebet stets auch an andere Menschen denkt. Die Belohnung für ein solches Beten hat R. Jochanan beschrieben: Der Beter genießt die Früchte auf dieser Welt, und das Kapital bleibt für die zukünftige Welt erhalten.

Es ist bemerkenswert, dass sämtliche Bitten im zentralen Achtzehn-Gebet in der Mehrzahl und nicht in der Einzahl formuliert sind. Und wenn man ein Gebet für eine bestimmte kranke Person einfügen will, so nennt man ihren Namen und endet: „inmitten der übrigen Kranken Israels.“ Gerade beim Beten sollte man niemals egoistisch sein.

Grenzen der Wohltätigkeit

Wer Gelder für einen wohltätigen Zweck sammelt, der freut sich natürlich über jeden großzügigen Spender. Im Talmud (Taanit 24 a) wird über einen seltsamen Fall berichtet, der wohl eine Ausnahme bildet: „Wenn die Spendensammler Eleasar aus Birat sahen, versteckten sie sich, weil er ihnen alles hergab, was er bei sich hatte.“ Offensichtlich hatte Rabbi Eleasar Ben Jehuda eine allen bekannte Schwäche für Wohltätigkeit (hebr.: Zedaka), die die Spendensammler nicht ausnutzen wollten.

Wie sehr Rabbi Eleasar die eigenen Interessen zurückzustellen bereit war, zeigt folgende Geschichte: „Eines Tages ging er auf den Markt, um Brautausstattung für seine Tochter zu kaufen. Als die Spendensammler ihn bemerkten, versteckten sie sich vor ihm; er aber eilte ihnen nach und sprach: Ich beschwöre euch, womit befasst ihr euch? Diese erwiderten: Mit der Ausstattung eines Waisenpaares. Da sprach er zu ihnen: Beim Kult, diese sind bevorzugter als meine Tochter. Hierauf gab er ihnen alles, was er bei sich hatte.“ Wie ist seine Handlung zu rechtfertigen? Diese Frage hat Talmud-Kommentatoren beschäftigt. Sicher ist jedenfalls, dass Rabbi Eleasars ungewöhnliches Verhalten anderen Menschen keineswegs Vorbild sein kann.

Für unsere heutige Praxis ist eine Anordnung maßgebend, die im Traktat Ketubot (50 a) steht: „Rabbi Ilea sagte: In Uscha ordnete man an, wer verschwenderisch spendet, verschwende nicht mehr als ein Fünftel ..., damit er nicht selber der Menschen bedürftig werde. Einst wollte jemand mehr ausgeben, da ließ ihn sein Genosse nicht. Rabbi Acha Ben Jakob sagte: Hierauf deutet folgender Schriftvers: Alles was du mir geben wirst, werde ich dir wiederholt verzehnten (1. Buch Mose 28,22).“ Die in Uscha beschlossene Anordnung ist verbindlich, denn sie wurde in die religionsgesetzlichen Werke aufgenommen (siehe z. B. Rabbiner Samson Raphael Hirsch, Chorew, Paragraph 572). Allerdings gibt es unter Halachisten eine Meinungsverschiedenheit, wie die Anordnung zu interpretieren sei: Gilt sie in jedem Fall ohne Blick auf das Bankkonto des Spenders oder wurde sie nur für solche Menschen erlassen, die ein durchschnittliches Vermögen und Einkommen haben?

So hat u.a. Rabbiner Jakob Emden die Ansicht vertreten (Responsa „Scheilat Jawetz“, Band 1, Nr. 3), dass jemand, der extrem reich ist, mehr als ein Fünftel für Zedaka geben darf (und dies auch soll); Rabbiner Emden fügte allerdings hinzu, der Krösus möge darauf achten, dass ihm genügend Geld für den Rest seines Lebens übrig bleibt. Sinn der Zedaka-Begrenzung ist, dass der Spender nicht selber der Hilfe bedürftig werde.

Die große Bedeutung der Wohltätigkeit im Judentum ist unbestritten. Im Talmud (Baba Batra 10 a) heißt es: „Rabbi Jehuda sagte: Groß ist die Wohltätigkeit, denn sie beschleunigt die Erlösung.“ Sowohl am Rosch Haschana als auch am Jom HaKippurim beten wir: „Doch Umkehr, Gebet und Wohltätigkeit wenden das böse Verhängnis ab!“ Wichtig ist zu wissen, dass beim Zedaka-Geben bestimmte Regeln und Grenzen zu beachten sind.

Yizhak Ahren

Klinkersteine erinnern an Jerusalem

Jüdisches Museum Franken mit bemerkenswerten Erweiterungen

Von Verena Erbersdobler

Sogar das Wetter meinte es gut mit der Wiedereröffnung des Jüdischen Museums Franken (JMF). Obwohl für den Nachmittag Gewitter vorhergesagt wurde, kamen die zahlreichen Gäste trockenen Fußes von der Fürther Stadthalle zum neuen Erweiterungsbau und wohnten bei noch klarem Himmel der Bandschneidezeremonie bei, bevor sie endlich das neue Gebäude betreten konnten.

Von der Idee eines Erweiterungsbaus bis zur Eröffnung verging beinahe ein Jahrzehnt. Bereits bei der Eröffnung des Fürther Museums im Jahr 1999 war klar, dass es in der Zukunft eine Erweiterung geben müsse. Dem historischen Altbau mangelte es an Platz und Flexibilität für Wechselausstellungen und museumspädagogische Angebote oder größere Veranstaltungen.

Verwaltung, Bibliothek und Archiv waren viele Jahre in Räumlichkeiten außerhalb des Museums untergebracht.

2008 schrieb die Kulturstiftung Fürth einen Architekturwettbewerb für einen Erweiterungsbau des Jüdischen Museums aus. Erster Preisträger mit einem einstimmigen Juryurteil war die ARGE Gatz, Kuntz und Manz. Doch aufgrund der Wirtschaftskrise musste die Umsetzung zunächst wieder auf Eis gelegt werden. 2013 beschloss die Stadt Fürth schließlich, den Entwurf zu realisieren, der erste Spatenstich erfolgte am 8. Mai 2015.

Nach einer dreijährigen Bauzeit eröffnete das Museum seinen Erweiterungsbau am 13. Mai 2018 mit einem großen Festakt in der Fürther Stadthalle.

Grußworte zur Einweihung sprachen der Fürther Oberbürgermeister Dr. Thomas Jung, der Erste Vorsitzende des Trägervereins Jüdisches Museum Franken e.V. Bezirksrat Alexander Küßwetter und der Staatsminister für Unterricht und Kultus Bernd Sibler. Auch Zentralrats-Präsident Dr. Josef Schuster kam zur Eröffnung. In seiner Rede sprach er von einem „Tag der Freude“ und stellte das Fürther Museum an die Seite der Jüdischen Museen Berlin und Frankfurt, mit denen es „einen kostbaren historischen Schatz“ bildet. „Kein Mensch wird als Antisemit geboren“, sagte Schuster, und das JMF könne zum besseren Verständnis der Religionen und Kulturen beitragen.

Minister Sibler betonte, dass die Staatsregierung für ein „blühendes jüdisches Leben“ in Franken und Fürth eintrete, auch wolle er sich für eine stärkere Akzentuierung des Themas Nationalsozialismus in den bayerischen Lehrplänen einsetzen.

Nach den Feierlichkeiten in der Stadthalle zog die Festgesellschaft weiter zum Standort des Museums in der Königstraße, wo zunächst der neue Fürther Rabbiner Jan Guggenheim in einer Chanukkat ha-bajit-Zeremonie eine Mesusa am Türpfosten



Rabbiner Jan Guggenheim mit Mesusa.

des Eingangs anbrachte und damit den Neubau einweihte. Nach der anschließenden Bandschneidezeremonie mit Bezirkstagspräsident Richard Bartsch, Oberbürgermeister Dr. Jung, Architekt Ulrich Manz, Dieter Christoph von der Kulturstiftung Fürth als Bauherr, Alexander Küßwetter, Museumsleiterin Daniela Eisenstein und der Referentin für Soziales und Kultur der Stadt Fürth, Elisabeth Reichert, konnten die Gäste endlich das neue Haus betreten.

Schon von außen sticht der Erweiterungsbau mit seinen großen Fensterflächen und der archaisch anmutenden Fassade ins Auge. Er präsentiert sich in Proportion, Materialität und Rhythmus der Fas-



Das Jüdische Museum mit dem Neubau.

Alle Fotos: Jüdisches Museum Franken/Annette Kradisch



Museumsleiterin Daniela Eisenstein.

sade als besonderer Baustein der Fürther Innenstadt. Die verschlammten Klinkersteine, die je nach Lichteinfall ein faszinierendes Spiel aus Licht und Schatten werfen, erinnern an die Heilige Stadt Jerusalem, die im Judentum lange Zeit ein jenseitiger, eschatologischer Ort war. Als Jerusalem bezeichneten Juden in der Diaspora früher bedeutende jüdische Lehr- und Lernorte, wie auch Fürth, das vom 17. bis ins 19. Jahrhundert hinein ein Zentrum jüdischen Lernens für Süddeutschland war.



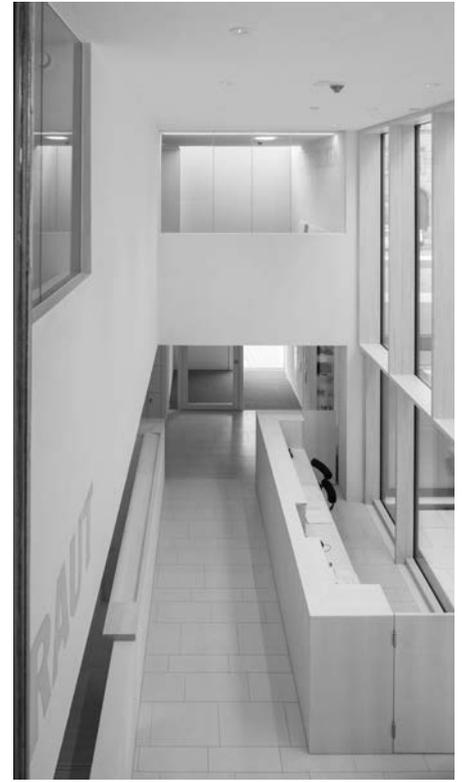
Die neue Bibliothek.

„Die konzeptionelle Idee für den Entwurf des Jüdischen Museums Franken bestand bereits zum Wettbewerb 2008 in der Auseinandersetzung mit der jüdischen Kultur in der Stadt Fürth. Auf der Spurensuche sieht man überraschende Dinge, Verborgenes tritt ans Tageslicht“, so der Architekt Ulrich Manz.

Auch in den Namen für die neuen Räumlichkeiten findet man „fränkische Wurzeln“. Angesehene „Raumpaten“ haben „ihren“ Raum nach jüdischen Persönlichkeiten benannt.

Im neuen, lichtdurchfluteten Foyer findet der Besucher neben der Museumskasse den Museumsshop und das „Mary S. Rosenberg Café“, das auf eine kleine Pause mit saisonalem jüdischen Feiertagsgebäck und traditionellen Rezepten jüdischer Familien einlädt. In den warmen Monaten können die Besucher von hier aus auch gleich den „Julius Sachs Museumsgarten“ im neuen Innenhof zwischen Alt- und Neubau erkunden. Ausgestattet mit Pflanzen, die Bezüge zur fränkisch-jüdischen Geschichte oder zur Bibel aufweisen, werden hier in Zukunft auch Kinder- und Jugendworkshops stattfinden.

Im Erdgeschoss befindet sich auch der „Ernst-Kromwell-Saal“, ein repräsentativer Veranstaltungsraum für 70 Besucher, der auch als erweiterter Raum für Wechselausstellungen genutzt werden kann. Der eigentliche Raum für Wechselausstellungen im Untergeschoss ist mit moderner Technik ausgestattet und erlaubt dem Museum endlich, auch große, raumgreifende Ausstellungen zu zeigen. Zusammen mit dem „Ernst-Kromwell-Saal“ steht so eine Ausstellungsfläche von insgesamt 300 qm zur Verfügung.



Blick in das neue Museums-Foyer.

Im ersten Stock können sich Besucher in der 12.000 Medien umfassenden „Krautheimer Studienbibliothek“ selber weiterbilden. In dieser Präsenzbibliothek finden sich neben Werken und Forschungsliteratur zur jüdischen Geschichte und Kultur in Franken und Süddeutschland auch Zeitschriftenbestände, aktuelle Periodika und elektronische Medien. Zu den besonders wertvollen Teilen der historischen Sammlung gehören hebräische Druckerzeugnisse und Handschriften aus Franken aus dem 18. und 19. Jahrhundert.

Bequem machen können es sich die Besucher zum Lesen auch in der „Adolph S. Ochs Leselounge“, einem gemütlich eingerichteten Rückzugsort innerhalb der Bibliothek. Nicht nur Einzelbesucher oder Forschende, auch Schulklassen und Schülerprojekte sollen die „Krautheimer Studienbibliothek“ nutzen können. Ab 2020 wird sich das integrierte Learning Center mittels e-Learning ganz besonders an diese Zielgruppen richten.

Doch auch im historischen Altbau hat sich im Zuge der Baumaßnahmen vieles verändert. So sind im Erdgeschoss neue Bildungsräume entstanden, die museumspädagogisch genutzt werden. Im Seminar- und Werkraum finden Workshops, Seminare und Lehrerfortbildungen sowie Kunst- und Werkprojekte statt. In diesem Bereich können Schulklassen und Studenten kleine Ausstellungen der Öffentlichkeit präsentieren. In der neu eingerichteten Projektküche werden Workshops zum Thema Essenskulturen angeboten.

Neben der Dauerausstellung zeigt das JMF noch bis zum 14. Oktober 2018 auf

zwei Etagen die Ausstellung „Cherchez la Femme“, die die Geschichte und Bedeutung von Verhüllung und religiöser Kopfbedeckungen in Judentum, Christentum und Islam beleuchtet. Die Ausstellung setzt sich mit dem Thema wissenschaftlich, kulturell und künstlerisch auseinander und fand im vergangenen Jahr schon im Jüdischen Museum Berlin großen Anklang.

Kernthema ist die Stellung der Frau zwischen Religion und Selbstbestimmung, worauf auch der Titel der Ausstellung hinweist. Unterschiedliche Positionen zahlreicher Frauen stehen nebeneinander und ermöglichen den Besuchern facettenreiche Blicke auf und hinter die Kopfbedeckung. Als Ergänzung dazu kann man in den Räumen der Bildungsabteilung die Ausstellung „HUT AB!“ der Klasse 9D des Heinrich-Schliemann-Gymnasiums Fürth sehen. In Anlehnung an die Thematik von „Cherchez la Femme“ haben sich die Schüler im Fach Kunst intensiv mit dem Thema Kopfbedeckungen befasst und dabei eigene phantasievolle Kreationen entworfen und umgesetzt. Ergänzt werden

die Werke um Texte, Skizzen, Fotografien und einen Film.

Im Altbau wird wegen der großen Nachfrage und des diesjährigen 80-jährigen Gedenkens an die Pogromnacht vom November 1938 im Anschluss an die Dauerausstellung erneut die Wechselausstellung „Von Glanz, Zerstörung und Verlust – 400 Jahre Fürther Altschul“ gezeigt. Die Ausstellung erinnert mit historischen Stichen, Drucken und Fotografien an die 1617 errichtete Fürther Hauptsynagoge. Sie war das beeindruckendste Gebäude auf dem sogenannten „Schulhof“, auf dem sich noch drei weitere Synagogen, Talmudschulen, ein Rabbinerhaus, eine Mikwe und das Haus des Schächters befanden. Der Schulhof war über Jahrhunderte das Herz jüdischen Lebens in Fürth. Hier wurde gelehrt und gelernt, diskutiert und gebetet. Aus ganz Europa kamen Schüler und Lehrer nach Fürth, um in den berühmten Talmudschulen zu unterrichten und sich weiterzubilden. Heute, 400 Jahre nach ihrer Einweihung, erinnert im Stadtbild kaum mehr etwas an die Hauptsynagoge.

Die „Altschul“ und der „Schulhof“ wurden in der Pogromnacht zerstört und später überbaut. Übrig geblieben sind nur Worte und Bilder. In einer bewusst fragmentarisch gehaltenen und künstlerisch verfremdeten Inszenierung zeigt die Ausstellung noch bis Jahresende, aus der Fotosammlung des Museums, Impressionen der „Altschul“ und des „Schulhofs“, darunter auch bisher wenig bekannte Fotografien der Synagoge vor ihrer Zerstörung.

Am 24. Oktober eröffnet dann mit „Bürgerliche Welten“ eine neue Abteilung der Dauerausstellung. Vom 19. Jahrhundert bis zum Ende des Ersten Weltkrieges umspannt sie jüdisches Bürgertum in Franken mit faszinierenden Gegenständen, die im Nationalsozialismus mit in die Emigration gerettet wurden und jetzt als Schenkung jüdischer Familien mit fränkischen Wurzeln wieder nach Fürth zur Präsentation im Museum zurückkehrten.

www.juedisches-museum.org

Unsere Autorin Verena Erbersdobler ist stellvertretende Direktorin des Museums.

Die Sukka in Zell am Main

Im Markt Zell/Main, ganz nahe bei Würzburg, existierte von 1818 bis ca. 1908 eine eigenständige Jüdische Kultusgemeinde, deren weltliches und geistliches Oberhaupt bis 1860 Raw Mendel Rosenbaum war. Er war es, der mit Hilfe des Würzburger Oberrabbiners Bing den späteren weltberühmten „Würzburger Raw“, Rabbiner Seligmann Bär Bamberger nach Würzburg brachte.

Die Zeller Gemeinde besaß eine Synagoge bzw. einen Betsaal, ein Schulzimmer, eine Rabbinerwohnung, eine Mikwe im Keller des gleichen Hauses und davor eine Sukka (Laubhütte). Die Gemeinde war in dem heute noch existierenden „Judenhof“, einem kleinen Ghetto im säkularisierten Kloster Unterzell, untergebracht.

Außerdem gab es im Ort früher auch einen Judenfriedhof, der aber heute nicht mehr auffindbar ist. Er soll sich auf dem heutigen Kleacker rechts der Steinbrücke in halber Höhe der sog. „Neuen Straße“ – im Kataster mit dem Namen „Judenfriedhof“ geführt – befunden haben.

Von der früheren Kultusgemeinde sind bis heute noch mehrere Zeugnisse erhalten geblieben: so beispielsweise der Name „Judenhof“ mit den Spuren der Mesusot (Türpfostenkapseln) an beiden Toren des einstigen Ghettos, dem vorderen an der Hauptstraße und dem hinteren (Wiesen-) Tor am Main. Erhalten geblieben ist auch das Haus, in dem sich Betsaal, Wohnung, Schulraum und Mikwe befanden – auch

hier sind Spuren der Mesusa zu erahnen. Sehr gut erhalten ist ferner die Original-Bausubstanz der Sukka, ebenfalls mit Spuren der Mesusa an der Eingangstür.

Diese Sukka, die wohl bis 1908 als Laubhütte der Kultusgemeinde diente, wird gegenwärtig renoviert, damit sie in Zukunft als Informationspunkt für jüdische Kulturgeschichte und als Zeugnis der kulturellen und religiösen Vielfalt der Marktgemeinde

Zell genutzt werden kann. Damit soll auch das fast 100-jährige Wirken der Familie Rosenbaum zur Zeit der Judenemanzipation dokumentiert werden.

Das Bayerische Städtebauförderungsprogramm gibt erhebliche finanzielle Mittel zur Finanzierung der umfangreichen Sanierung. Im Oktober 2017 begannen die notwendigen Renovierungsarbeiten an dem geplanten Informationspunkt für Besucher. Das Sanierungsprogramm be-

Sanierung der "Laubhütte" und Errichtung eines Informationspunktes für jüdische Kulturgeschichte
 Judenhof 1 - Fl.-Nr. 289 - Zell a. Main

Bauzeit: Oktober 2017 - Juli 2018
 Bauvolumen: ca. 280.000 EUR

Architekt:
 Dr. Matthias Wieser - Dipl.-Ing. - Architekt
 Karthausgasse 6
 97286 Sommerhausen
 Telefon 09333-90148
 info@bauforschung-wieser.de
 www.bauforschung-wieser.de

Fachbetreuung:
 Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege
 Referat A IV - Unterfranken
 Schlob, Senehof
 96317 Memmelsdorf
 Telefon 0931-4095-0
 www.blfd.bayern.de

Tragwerksplanung / SiGeKo.:
 Ingenieurbüro
 Dipl.-Ing. Grottram Hährt
 Bodelschwinghstraße 70
 97738 Kaindlst. am Main
 Telefon 09333-6371
 info@ing-haerth.de
 www.ing-haerth.de

Bauunternehmen:
 Rohbau:
 Fa. Schmetz, Karstadt-Stetten
 Zimmerer:
 Fa. Grund & Kraus, Bad Kissingen-Hausen
 Dachdecker / Spengler:
 Fa. Kaldel, Kitzingen
 Restaurator:
 Fa. Penner-Restaurierungen, Kürnach
 Schreinerarbeiten / Verglasung:
 Fa. Mähler, Aub
 Elektroinstallation:
 Fa. Teschner, Zell a. Main
 Glasaufzug:
 Fa. Belschwer, Weikerheim
 Schlosserarbeiten:
 Metallbau Schiffer, Mainsondheim

Bauherr:
 Markt Zell a. Main
 Rathausplatz 8
 97299 Zell a. Main
 Tel. 0931-46878-0
 www.zell-main.de

Die Sanierung des Baudenkmals wird gefördert mit Mitteln des Bayerischen Städtebauförderungsprogrammes LEADER der Bayerischen Landesstiftung

Oberste Baubehörde im Bayerischen Staatsministerium des Innern, für Bau und Verkehr

Markt Zell a. Main

Foto: Frank Stößel

Wechsel im Museum Augsburg

inhaltet neben den baulichen Maßnahmen am Äußeren der Sukka auch die Wiederherstellung der Wandmalereien im Inneren sowie die Sichtbarmachung des noch im Original erhaltenen Laubrostes und der Dachöffnungskonstruktion. Hierfür erhielt der Markt Zell/Main im Februar 2018 zusätzlich noch die Bewilligung eines Zuschusses der EU aus dem Förderprogramm für die Erhaltung des kulturellen Erbes. Das Fördergeld wird auch für die Errichtung des Informationspunktes mit Bild- und Texttafeln, für Informationsbroschüren und für die Schulung von Gästeführern verwendet. Die Fertigstellung des Gesamtprojekts ist noch in diesem Jahr geplant. *Israel Schwierz*

Dr. Barbara Staudinger (45) wird zum 1. September 2018 die neue Leiterin des Jüdischen Kulturmuseums Augsburg-Schwaben. Sie folgt auf Prof. Dr. Benigna Schönhagen, die das Museum seit 2001 leitete und am 1. August in den Ruhestand ging.

„Mit Dr. Barbara Staudinger konnten wir eine international erfahrene Forscherin und Kuratorin gewinnen, die in den Auswahlgesprächen mit innovativen Ideen zur Programmentwicklung, Museumspädagogik, Sammlung und Erinnerungsarbeit in Augsburg überzeugen konnte“, sagt Prof. Dr.-Ing. Dr. h. c. Hans-Eberhard

Schurk, Vorstand der Stiftung Jüdisches Kulturmuseum Augsburg-Schwaben.

Zu den Schwerpunkten ihrer Forschung und Arbeit, zu denen sie zahlreich publiziert hat, gehören die jüdische Geschichte der Frühen Neuzeit in Österreich und Süddeutschland, das Landjudentum im süddeutschen Raum und Niederösterreich, die frühen Hofjuden in Wien und Prag und die jüdische Rechts- und Kulturgeschichte. Zudem die jüdische Volkskunde im 19. Jahrhundert, die jüdische Migrationsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts und die jüdische Geschichte im Nationalsozialismus.

„Die zukünftige Programmausrichtung wird von den breitgefächerten inhaltlichen Interessen und kuratorischen Kenntnissen von Dr. Barbara Staudinger außerordentlich profitieren“, sagt Dr. Georg Haindl, Vorsitzender des Stiftungsrats des Jüdischen Kulturmuseums Augsburg-Schwaben.

Staudinger studierte Geschichte, Theaterwissenschaften und Judaistik an der Universität Wien. 2001 wurde sie mit einer Studie über Judenfeindschaft und jüdische Rechtsstellung am Reichshofrat 1559–1670 promoviert. Gegenwärtig ist sie freischaffende Kuratorin in Wien und Mitkuratorin der neuen österreichischen Ausstellung „Entfernung. Österreich und Auschwitz“ in der Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau. Zuvor arbeitete sie viele Jahre am Institut für jüdische Geschichte Österreichs in St. Pölten und war als Kuratorin an zahlreichen Ausstellungen im Jüdischen Museum München, im Österreichischen Museum für Volkskunde, im Weltmuseum Wien und im Jüdischen Museum Wien beteiligt.



Dr. Barbara Staudinger. Foto: Daniel Shaked



Prof. Benigna Schönhagen führte Augsburgs OB Dr. Kurt Gribl im Mai 2018 durch eine Judaica-Ausstellung in der Synagoge in Kriegshaber. Foto: JKMAS

JKMAS verabschiedet B. Schönhagen

Zum redaktionellen Konzept von JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN gehört auch, dem Themenbereich „Jüdische Kultur in Bayern“ einen besonderen Raum zu geben. Seit 2012 haben wir auch die Arbeit des Jüdischen Kulturmuseums in Augsburg (JKMAS) intensiv begleitet. Deshalb waren unsere Leser immer gut über die Augsburger Ausstellungen und Projekte informiert. Aus Sicht der Redaktion können wir sagen, dass dort in Schwaben bisher ein gutes und für Medien auch ein beachtenswertes Programm gemacht wurde. Dazu gehört natürlich auch eine professionelle Pressearbeit.

Dies alles hatte seit vielen Jahren die Museumsleiterin Benigna Schönhagen zu verantworten, die sich im Sommer in den Ruhestand verabschiedete. Dazu wünschen wir ihr alles Beste. Uns wünschen wir dazu, dass wir sie in Zukunft als Autorin für unser Heft gewinnen können.

Viele Wegbegleiter, Kooperationspartner und Freunde verabschiedeten sich Anfang Juni im Festsaal der Synagoge mit persönlichen Worten von der langjährigen Museumsleiterin. Stiftungsvorstand Prof. Dr. Hans-Eberhard Schurk und Stiftungsratsvorsitzender Dr. Georg Haindl überbrachten den Dank der Stiftung, Arkadij Lyubinskiy lobte die gute Zusammenarbeit im Namen der Augsburger Gemeinde.

Auch Cilly Kugelmann, die Grand Old Lady der Jüdischen Museen, und Hanno Loewy, Leiter des Jüdischen Museums in Hohenems, Österreich, würdigten die Kollegin. In einer ganz persönlichen Bildpräsentation bedankten sich die Mitarbeiter des Museums bei ihrer Chefin. Musikalisch umrahmt wurde der Abend von der Augsburger Band *Feygele*. Als Überraschungsgast trat Kantor Nikola David auf, der sich mit der Arie „Adio, Querida“ von Benigna Schönhagen als Museumsleiterin verabschiedete.

Benno Reicher

INNENANSICHTEN

Im 70. Jahr des Staates Israel stellen wir in drei Beiträgen Innenansichten vor, die sonst, neben aktuellen politischen Nahost-Debatten, in unseren Medien wenig Platz finden. Besser mitreden kann man aber, wenn man schon mal dort im Land war. Unser Autor Rhenatus Schenkel beschreibt in seinem packenden Reisebericht eine organisierte Exkursion mit überraschenden Innenansichten. Die Historikerin, Journalistin und Herausgeberin der jüdischen Webseite hagail.com, Andrea Livnat, entdeckt in ihrem Buch „111 Orte in Tel Aviv, die man gesehen haben muss“ kulturelle, historische, aber auch kulinarische Plätze abseits touristischer Wege. Mit ihrem Buch im Reise-Rucksack bringt jeder Besuch in Tel Aviv eine neue Entdeckung. Wir haben für unsere Israel-Seiten aus Andrea Livnats Buch vier Orte ausgewählt und dürfen sie, mit freundlicher Genehmigung des Emons-Verlages, für unsere Leser nachdrucken. Der dritte Beitrag berichtet über den Jugendkongress von ZWST/ZR im Frühjahr in Israel. Über 200 junge Mitglieder aus unseren Gemeinden hatten dabei Gelegenheit zu intensiven Gesprächen mit wichtigen Persönlichkeiten der israelischen Gesellschaft. Partys soll es aber auch gegeben haben.

Benno Reicher

Reiseziel Israel

Erstaunlich und vielfältig – mit manchem Widerspruch

Von Rhenatus Schenkel

Reiseziel Israel – in einer derart angespannten politischen Situation? Wir waren nicht die Einzigen, die sich diese Frage stellten, als sich die Gelegenheit bot, das Land endlich auch einmal persönlich in Augenschein zu nehmen. Eine ganze Reihe von Vorbehalten reisten mit uns, sei es gegenüber der offiziellen Regierungspolitik Israels, sei es in Bezug auf mögliche Reaktionen der einheimischen Bevölkerung. Doch gerade beim letzten Punkt konnten wir positive Erfahrungen machen, manche Vorstellungen erwiesen sich als Vorurteil. So zeigten sich Israelis, mit denen wir ins Gespräch kamen, uns Deutschen gegenüber sehr freundlich und erstaunlich offen, auch selbstkritisch zu vielem, was in ihrem Land passiert. Und so kehrten wir von unserer spannenden Reise mit der Gewissheit zurück, dass pauschale Sichtweisen der komplexen Wirklichkeit dort nicht gerecht werden.

Die Möglichkeit zur Gruppenreise hatte die Entscheidung leicht gemacht. Fachliche Betreuung, aufgeschlossene Mitreisende, Ziele jenseits nur touristischer Attraktionen, das hatte die Aussicht auf neue Erfahrungen und ungewohnte Einsichten eröffnet. Die erste Überraschung: Nach Vorverlegung der Sicherheitskontrollen auf den deutschen Flughafen ging die Einreise vor Ort geradezu schnell. Erste Eindrücke im modernen Flughafen von Tel Aviv: Gelassener Umgang mit den Einreisenden, internationales Stimmengewirr, ethnische Vielfalt. Und dann: Das Gebäude ein architektonischer Hingucker – ein gutes Omen, wie sich kurze Zeit später herausstellen sollte, als der gecharterte Bus seinen Weg durch Stau und verwinkelte Straßenzüge in Tel Aviv fand.

Denn nicht nur durch die historische Bauhaus-tradition ist diese Stadt, die sich erst ab 1900 durch Einwanderung und Zuzug

in der Nähe des alten Jaffa zur Großmetropole entwickelt hat, ein sehenswertes Beispiel dafür, was Architekten zu leisten imstande sind, wenn man sie nur lässt. Selbst Skeptikern nötigen die kühnen Hochhausbauten Tel Avivs Respekt ab, sei es der Trade Tower, dessen hochreckendem Rundbau kontrastreich ein Rechteckbau angeflanscht ist, seien es die Renaissance- oder Sheraton-Hotels oder Wohntürme, die weniger erschreckend als geradezu schützend um althergebrachte Café-Bars wie das Paradiso emporwachsen mit Balkonen, die auch in der 30. Etage frei zugänglich sind – ein Kontrast, der aus dem Blickwinkel des gegenüberliegenden, ursprünglichen Jaffa mit seinen historisch gewachsenen Gassen und Häusern noch weit imposanter ins Auge sticht. Die architektonische Kühnheit zeigt sich jedoch auch im Kleinen, ob in weit geschwungenen Parkbänken nahe dem Charles Bronfman Auditorium und

Habima Theater oder an einfallsreich gestalteten Bushaltestellen mitten in der Wüste.

Diese moderne Interpretation von Architektur hat möglicherweise, das war in der Kürze der Zeit nicht zu erfahren, auch Wurzeln in der historischen Bauhaus-tradition. Nicht zufällig ist Tel Aviv mit über 4.000 Bauhausgebäuden die weltweit größte zusammenhängende Ansammlung dieser wegweisenden Tradition, ist als „White City“ UNESCO-Welterbe. Leider ist dies unguten historischen Umständen zu verdanken. Denn unzählige deutsche Architekten mit jüdischen Wurzeln mussten in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts ihr angestammtes Heimatland verlassen, um dem Rassenwahn und der Terrorherrschaft der Nazidiktatur zu entkommen.

Notgedrungen gingen sie mit ihrem Wissen und ihrem Knowhow ins Exil, ein nicht wiedergutzumachender Aderlass für



Tel Aviv, die Bauhaus-Stadt ...

Deutschland. Er öffnete den tumben groß-germanischen Phantasien eines Albert Speer und anderer Naziverbrecher Tür und Tor und wirkt in Deutschland bis heute nach. Die Immigranten brachten den in der Tradition von Walter Gropius und Mies van der Rohe von Sachlichkeit und Alltagspraxis geprägten Bauhausstil nach Tel Aviv und passten ihn den besonderen klimatischen und kulturellen Gegebenheiten dort an.

Micha Gross vom Bauhaus-Center Tel Aviv hat dies 2015 sehr anschaulich in seinem Buch „Preservation and Renewal – Bauhaus and International Style Buildings in Tel Aviv“ dargelegt. Die klimatische Anpassung zum Beispiel kann man gut an den mit Lüftungsschlitzen versehenen Balkonbrüstungen nachvollziehen, wenn man den Boulevard Rothschild (Sderot Rothschild) und seine Seitenstraßen entlang bummelt. Eine rege Bautätigkeit sucht dem drohenden Verfall dieser historischen Kleinode entgegenzuwirken. Inzwischen hat eine finanzkräftige Mittel- und Oberschicht Gefallen gefunden an diesen einmaligen Bauten. Das kommt der Entwicklung sicher zugute. Die Kehrseite: dieser Wohnraum wird für Normalbürger immer unbezahlbarer, so die Kritik von Einheimischen – ein Phänomen, das uns auch aus deutschen Städten bekannt ist.

Für den aus Deutschland kommenden Betrachter sind es dennoch überraschende und neue Eindrücke. Denn in der normalen Berichterstattung deutscher Medien ist dieser israelisch-deutsche Aspekt des Bauhauses meist unterbelichtet, zu sehr ist sie auf unmittelbar sensationelle Aspekte des Nahostkonflikts fixiert. 2019 wird die einhundertjährige Tradition des Bauhauses zu feiern sein; dankenswerterweise fördert die Bundesregierung an-

lässlich des Bauhaus-Jubiläums neben vielen Einrichtungen in Deutschland immerhin auch den Ausbau des Bauhauszentrums in Tel Aviv.

Der Kontrast dann zum alten Jerusalem mit seinen welthistorischen, insbesondere für die europäische Entwicklung prägenden Geschichtsbezügen könnte größer nicht sein. Die Unterschiedlichkeit im Alltagsleben der Einwohner, Leichtlebigkeit und kleidungsmäßige Lockerheit in Tel Aviv, gestrenge Lebens- und Kleidungsrituale in Jerusalem, drängt sich auch dem oberflächlichen Betrachter schnell auf.

Für den deutschen Besucher ebenfalls überraschend, wenn er nur die Alltagsberichterstattung über Jerusalem im Kopf hat: Die beeindruckende Altstadt macht nur einen kleinen Kern aus in dieser größten Stadt Israels mit über doppelt so viel Einwohnern wie Tel Aviv. Allerdings prallen hier all' die Widersprüche des Landes in besonders krasser Weise aufeinander.

Beim Rundgang durch die alten Gassen und Gebäude, von denen gewissermaßen jeder Stein seine besondere Geschichtsträchtigkeit ausstrahlt, fällt dem Betrachter erst nach und nach auf, dass diese Stadt genaugenommen aus vier Teilen besteht. Nicht nur aus einem jüdischen und muslimischen, sondern auch aus den kleinen christlichen und armenischen Vierteln. Natürlich fällt auf, dass es je nach Bezirk viele oder wenige Kippa-Träger oder Frauen mit Kopftuch oder ganz ohne Symbolbekleidung gibt. Darin scheint für sich genommen noch keine weltpolitische Brisanz auf. Spätestens die lang gezogene und von den Hügeln außerhalb leicht zu erkennende mehrere Meter hohe Sperrmauer, die die israelische Regierung um die palästinensischen Viertel der Stadt hat bauen lassen, löst aber nicht nur beim deutschen Betrachter unguete Gefühle aus.

Die Meinungen über Sinn oder Unsinn dieses Bauwerks gehen weit auseinander.

Derartige Widersprüche ziehen sich durch viele Bereiche, die wir beim Besuch dieses wunderbaren Landes durchstreifen konnten. So rücken die bei Überlandfahrten unübersehbaren Wellblechbehausungen von Beduinen gleich neben modern und zeitgemäß errichteten Städten einen weiteren fragwürdigen Kontrast in den Blick. Er zeigt, dass der friedliche Ausgleich mit den hier lebenden Beduinestämmen nach wie vor nicht befriedigend gelöst ist. Das schmälert keineswegs die großartige Aufbauleistung, wo Brache war, die inzwischen grün erblüht, wo sich Dattelpalmen aus vermeintlich unfruchtbarer Wüste in den Himmel recken, weil das Land tatsächlich fruchtbar ist und nur das Wasser fehlt.

Immer wieder geraten bei Überlandfahrten weite grüne Flächen inmitten gelblich-grauer Umgebung in den Blick und zeugen von den produktiven Seiten einer intelligenten Landwirtschaft. Nicht nur da fragt sich der auswärtige Betrachter, ob nicht gerade in einer tieferen schöpferischen Kooperation über die religiösen und politischen Abgrenzungen hinweg ein riesiges Potenzial zur weiteren Aus- und Umgestaltung des Landes liegt. Ein praktisches Beispiel ist der Kibbuz Maschabei Sade in der Negev-Wüste. Eine Bewohnerin der ersten Stunde schilderte uns die immense Aufbauarbeit, die sie mit inzwischen mehreren Generationen geleistet hat, um aus dem buchstäblichen Nichts einer wüstenartigen Umgebung eine heute blühende Oase und wirtschaftlich erfolgreiche landwirtschaftliche Produktionsgemeinschaft zu machen. Noch gibt es in ganz Israel zirka 200 solcher Genossenschaften, die einen kollektivistischen Anspruch haben. Sie sollten einem damals zionistisch-sozialistischen Leitbild zufolge neue, nichtkapitalistische Produktions- und Lebensformen schaffen.

Arbeiten, Wohnen und in Gemeinschaft jenseits von Ausbeutung leben – das war eines der Hauptziele dieser Bewegung. Das führt zu gleicher Bezahlung, vermeidet soziale Unterschiede und gewährleistet eine Absicherung bis ins hohe Rentenalter. Stolz erzählte die Pionierin, dass sie auch als Rentnerin nach Ausscheiden aus der Produktion ihren vollen Lohn weiter erhalte und in ihrer Wohnung bleiben könne – davon können deutsche Rentnerinnen nur träumen. Wir übernachteten in komfortablen Gästehäusern und konnten uns direkt von der hohen Lebensqualität im Kibbuz überzeugen. Leider scheint aber die Attraktivität des genossenschaftlichen Zusammenlebens für die jüngeren Generationen nachzulassen. Kurz vor unserem Besuch wurde die erste privat



... und die moderne Metropole.

Fotos: Renatus Schenkel

wirtschaftende Familie auf dem Kibbuz-Gelände zugelassen. Damit scheint es nur noch eine Frage der Zeit, bis dieses erstaunliche und ja wirtschaftlich nach wie vor erfolgreiche Modell gemeinsamen Wirtschaftens Vergangenheit ist.

Eine weitere sehenswerte Aufbauleistung konnten wir im Ramat Negev Research and Development Center besichtigen. Hier werden in langjährigen Versuchsreihen neue Nutzpflanzen gezüchtet und auf Verträglichkeit mit salzhaltigem Wasser hin entwickelt. Einige Prototypen sind vielversprechend und stehen offenbar kurz vor der Marktreife.

Gleich nebenan ist mit einer der größten Solaranlagen und einem über zweihundert Meter hohen Turm ein weiteres Vorzeigeprojekt buchstäblich unübersehbar. Strom soll hier indirekt über die Erwärmung von Dampf erzeugt werden. Mit den hier gesammelten technologischen Erfahrungen will sich Israel nicht nur unabhängiger von herkömmlichen Energiequellen machen, sondern hofft auch auf einen erfolgreichen Exportartikel. Denn den Grundstoff Sonne gibt es nicht nur in Nahost zur Genüge.

Eine andere wirtschaftlich erfolgreiche Zusammenarbeit konnten wir in der Westbank besichtigen. Das Unternehmen Extal in der Nähe von Ma'le Adumim produziert hier seit 1988 mit 250 Mitarbeitern Aluminiumteile aller Art, Fenster- und Türbeschläge, aber auch kompliziertere Bauteile, etwa für Automobile des Audi-Konzerns. Bemerkenswert offen die Umgangsweise mit ausländischen Besuchern. So berichtete uns Rafi Adlersberg, Engineering & Technical Assistance Manager, über die vielfältigen Aktivitäten seines Unternehmens.

Er schilderte aber auch freimütig die Probleme, die sich aus dem Produktionsstandort ergeben. Trotz der für die palästinensischen Beschäftigten im Vergleich zu anderen Firmen weitaus besseren Arbeitsbedingungen und entsprechender Bezahlung werden die Boykottaufrufe von Kritikern der israelischen Politik lauter. Ein Gespräch mit Beschäftigten war leider aus Zeitgründen nicht möglich. Dafür konnten wir in der Produktionsstätte frei von jeder Kontrolle fotografieren, in deutschen Unternehmen für Journalisten schier unmöglich.

Angesichts solcher spannenden Informationen gerieten die vielen landschaftlichen Sehenswürdigkeiten der von uns bereisten Gegenden fast ins Hintertreffen, zu Unrecht! Denn die weltberühmte Negev-Wüste zu durchwandern oder den mit 40 Kilometer Breite weltgrößten Erosionskrater Maktesh Ramon zu erkunden, das sind unvergessliche Erlebnisse, die ebenfalls einen Wiederbesuch geradezu als zwingend erscheinen lassen.



Landwirtschaftliche Innovationen im Negev ...

Ähnlich hautnah das Baden im Toten Meer, mit 428 Metern unter dem Meeresspiegel eines der niedrigsten Gewässer auf der Erde. Herkömmliches Schwimmen ist im hochprozentigen Salzwasser unmöglich. So bleibt das flach auf der Oberfläche Liegen als dankbares Fotomotiv. Auf noble und entsprechend teure Art geht das zum Beispiel im Hotel Lot mit angeschlossenem Spa in En Bokek. Die zunehmende Versalzung des Gewässers schafft aber ein ernstes Problem und bedroht langfristig seine Existenz. Zu große Wasserentnahmen sowohl auf israelischer wie jordanischer Seite – die Grenze verläuft mitten im See – haben zu einem starken Absinken des Wasserstandes und zur Unterhöhlung weiter Gebiete geführt.

Strände, die vor Jahrzehnten noch am Wasser lagen, sind inzwischen 40 Meter

entfernt. Auch die Industrie hat wohl einen Teil der Verantwortung hierfür. So werden dem Meer, das neben Salz weitere wertvolle Mineralien enthält, südlich von En Bokek größere Wassermengen zur Gewinnung wertvoller Mineralien für die Automobilindustrie, hier für Audi, entnommen. Den deutschen Touristen überraschen solche Fakten, denn in den glamourösen Reiseprospekten ist davon natürlich nie die Rede.

Die Vielzahl von Höhlen und andere geografische Attraktionen, das sehenswerte Grab des Staatsgründers Ben Gurion, die architektonischen Details der Kneset, die geschichtsträchtigen Gebäude Jerusalems, all das und vieles mehr sind weitere gute Gründe, das Land nochmals zu besuchen, nicht zuletzt die erlebte Aufgeschlossenheit und Freundlichkeit der Bevölkerung.



... und internationale Kooperation in Ma'le Adumim.

Fotos: Renatus Schenkel

110_Das Zentrum Weiße Stadt Deutsch-israelische Kooperation im Max-Liebling-Haus

Es ist die größte Ansammlung von Häusern der klassischen Moderne weltweit: 4.000 Gebäude im internationalen Stil bilden in Tel Aviv die sogenannte „Weiße Stadt“. Ihre Architekten wurden allesamt in Europa ausgebildet und brachten die Grundsätze ihrer berühmten Lehrer mit ins Land. Für die junge, rasch wachsende Stadt war dieser verkürzt oft als Bauhaus bezeichnete Stil genau passend: modern, aber schlicht, funktionell und ohne Schnörkel. Dass dieses Architektur-Erbe etwas Besonderes ist, wurde spätestens mit der Erklärung zum UNESCO-Weltkulturerbe 2003 offiziell. Die Erhaltung ist jedoch eine große Aufgabe, der die Stadt nicht wirklich gewachsen ist. Nicht nur weil es in Tel Aviv in der Vergangenheit am Bewusstsein für Denkmalschutz und heute stark an Wohnraum mangelt, die klimatisch bedingten Umwelteinflüsse nagen im wahrsten Sinne des Wortes an den Gebäuden, und es fehlt an Geld.

Mit deutscher Beteiligung soll sich nun einiges ändern. Seit 2014 gibt es dazu das „Netzwerk Weiße Stadt“, das dem Austausch von Expertenwissen, Technik und Produkten dient. Im Mai 2015 wurde ein Denkmalschutzzentrum mit einer Ausstellung von Studenten der Bauhaus-Universität Weimar eingeweiht. Das Zentrum dient als Mittelpunkt der Zusammenarbeit, die keineswegs nur einseitige Entwicklungshilfe sein soll, sondern eine richtige Partnerschaft. Neben dem fachlichen Austausch soll das Haus Tel Avivern und Touristen das architektonische Erbe der Weißen Stadt vermitteln. Das 1936 von Dov Karmi für den namensgebenden Unternehmer gebaute Max-

Liebling-Haus ist hierfür sehr passend. Karmi, einer der wichtigsten Architekten der Stadt, wurde in der Ukraine geboren und kam mit 16 Jahren nach Palästina. Architektur studierte er in Belgien, von wo er den internationalen Stil nach Tel Aviv mitbrachte.

Adresse: Idelson Street 29, Tel Aviv-Stadtmitte | ÖPNV Bus 3, 17, 19, 22, 31, Haltestelle Allenby / Yona haNavi, Gegenrichtung: Allenby / Geula | Öffnungszeiten im Moment nur bei Veranstaltungen, Webseite ist im Aufbau, Kontakt: Touristeninformation: visittelavivyafa@gmail.com, Tel. 03/5166188 | Tipp: Nur einige Schritte weiter liegt der historische Stadtkern mit dem ehemaligen Rathaus Beit haIr, heute Museum zur Geschichte der Stadt, und dem Beit Bialik, dem Wohnhaus des großen hebräischen Nationaldichters, der hier seine letzten neun Jahre verbrachte.



Das Zentrum Weiße Stadt.

Foto: Andrea Livnat

46_Das Hummus Abu Hassan Hummus oder Massabcha, das ist hier die Frage

Ob es eine palästinensische oder israelische Speise ist, darüber lässt sich streiten. Auch darüber, ob der Hummus in Galiläa oder in Abu Gosh besser schmeckt. Unzweifelhaft ist aber die Stellung von Abu Hassan in Jaffa.

In einer kleinen Seitenstraße nahe dem Hafen wird täglich, von acht Uhr früh bis dass die Töpfe leer sind, der beste Hummus, Ful und Massabcha verkauft. Begonnen hat der legendäre Ladengründer Ali Karavan, der 2007 verstarb, mit einem Handwagen, von dem aus er im Ajami-Viertel Hummus verkaufte. Dann eröffnete er ein kleines Geschäft, und Anfang der 1970er Jahre zog er in die Dolfin Straße, wo der Laden auch heute noch ist.

Ali Karavan bereitete den Hummus gut 40 Jahre selbst zu, stand jeden Morgen um fünf Uhr auf und begann die Kichererbsen zu kochen. Nachdem er es viele Jahre abgelehnt hatte, weitere Filialen zu eröffnen, stimmte er am Ende doch zu, und so gibt es heute zwei weitere Abu-Hassan-Restaurants in der Shivtei Israel Straße. Alle drei Läden werden heute von Ali Karavans Söhnen geführt.

Wer das wirklich echte Hummus-Erlebnis sucht, muss in die Dolfin-Straße kommen. Und zwar zum Essen – und nur zum Essen. Hier ist keine Zeit für geselliges Beisammensein, noch während man einen der einfachen Tische zugewiesen bekommt, den man sich mit anderen teilt, gibt man die Bestellung auf. Bis man richtig sitzt, steht der Teller vor einem, und

sobald man gegessen hat, räumt man den Platz für die nächsten schon wartenden Gäste. Die Schlange füllt vor allem freitags die ganze Straße.

Der Hummus ist hier herrlich cremig und kommt mit Tchina und wahlweise Ful, also Fava- oder Ackerbohnen. Richtig göttlich ist aber das Massabcha. Anders als bei Hummus werden beim Massabcha die Kichererbsen noch weicher gekocht, aber nicht püriert, sondern mit Tchina



Das Hummus Abu Hassan.

Foto: Angelika Baumgartner



und Gewürzen angerührt und warm serviert. Wer noch nicht genug hat, kann auch eine Portion mit nach Hause nehmen.

Adresse: haDolfin Street 1, Tel Aviv-Jaffa / Ajami | ÖPNV Bus 10, Haltestelle Yefet / Louis Pasteur, Bus 37, Haltestelle Yehuda

Margoza / Yefet | Öffnungszeiten 8 – 14 oder 15 Uhr (bis die Töpfe leer sind) | Tipp: An der Yehuda haYamit Street liegt der alte jüdische Friedhof Jaffas mit gut 800 Gräbern, den die jüdische Gemeinde zwischen 1839 und den 1920er Jahren nutzte. Er ist derzeit montags und donnerstags zwischen 8 und 12 Uhr geöffnet.

96_Das Tel-Aviv-Museum

Neubau mit dem schönsten Restaurant der Welt

2011 weihte das Tel-Aviv-Museum of Art seinen Erweiterungsbau ein: das Herta- und-Paul-Amir-Gebäude. Durch einen Übergang am Rande des Skulpturengartens ist es mit dem Altbau verbunden, der seit 1971 an seinem jetzigen Ort am Schaul-haMelech-Boulevard zwischen der Stadtbibliothek Beit Ariela und dem Gericht residiert.

Das Museum beheimatet nicht nur die bedeutendste Sammlung israelischer Kunst seit den 1920er Jahren, sondern auch einen eindrucksvollen Querschnitt internationaler Kunst vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart, darunter Arbeiten von Chagall, Kandinsky und Picasso.

Der Erweiterungsbau wurde von Architekt Preston Scott Cohen, der an der Harvard Graduate School of Design lehrt, geplant. Die fünf Ebenen, auf denen sich ineinander verschachtelt die Ausstellungsräume erstrecken, sind durch das lichtdurchflutete, spiralförmige Atrium miteinander verbunden, von Preston als „lightfall“ bezeichnet. Eröffnet wurde 2011 unter anderem mit einer großen Werkschau Anselm Kiefers. Im neuen Haus ist auch die „Galerie der Deutschen Freunde“ untergebracht. Sie eröffnete mit einer Sammlung von Grafiken des deutschen Expressionismus und zeigt wechselnde Ausstellungen mit kulturdeutschem Hintergrund.

Wer sich vom Museumsgang ausruhen will, kann das im schönsten Restaurant der Welt tun: der Pastel Brasserie im Museumsneubau.

Sie gewann 2014 den „International Space Design Award-Idea Tops“. Das in dunklen Tönen gehaltene Design von Alon Baranowitz und Irene Kronenberg verschmilzt harmonisch mit der Architektur des Gebäudes.

Das Pastel folgt einem Trend in großen Museen, der weg von der schnöden Cafeteria, hin zu stylischen Restaurants geht, die auch für Nicht-Museumsbesucher zugänglich sind. Auszeichnung hin oder her, die Brasserie ist definitiv ein schönes Plätzchen, um das Gesehene Revue passieren zu lassen, mit einem kleinen oder großen Happen dazu.

Adresse: Shaul-haMelech-Boulevard 27, Tel Aviv-Neuer Norden | ÖPNV Bus 9, 38, 82,

Haltestelle Beit haMischpat / Sderot Schaul haMelech | Öffnungszeiten Mo, Mi, Sa 10 – 18 Uhr, Di, Do 10 – 21 Uhr, Fr 10 – 14 Uhr | Tipp: Ebenfalls zum Tel Aviv Museum of Art gehört The Helena Rubinstein Pavilion for Contemporary Art am Kikar haBimah, der wechselnde Ausstellungen zu zeitgenössischer Kunst unterschiedlicher Richtungen zeigt.



Das Tel-Aviv-Museum.

Foto: Angelika Baumgartner

11_Das Beit-Daniel-Zentrum

Die liberale Art, den Schabbat zu begrüßen

Im 19. Jahrhundert entstand in Deutschland das Reformjudentum infolge von Aufklärung und Emanzipation und bildete vor 1933 die Mehrheit der sogenannten Einheitsgemeinden. Mit der Vernichtung der deutschen Juden verschwand auch diese später als liberal bezeichnete Strömung im Judentum. Emigranten stärkten die Bewegung in den USA, wo es bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erste Gemeinden gab. Heute hat die 1926 gegründete Weltunion für Progressives Judentum 1,8 Millionen Mitglieder auf der ganzen Welt. Auch in Israel gibt es gut zwei Dutzend Gemeinden übers ganze Land verteilt, aber das Reformjudentum ist hier ganz klar in der Minderheit. Im Großraum Tel Aviv gibt es nur eine Gemeinde: Beit Daniel.

Seit 1991 tritt Beit Daniel, von Rabbiner Meir Azari geleitet, mit Synagoge, religiösem Unterricht und Kulturveranstaltungen für ein pluralistisches Judentum ein. Das Reformjudentum unterscheidet zwischen ethischen und rituellen Geboten, wobei letztere den Lebensumständen angepasst werden können und die Einhaltung dieser Gebote dem Einzelnen überlassen bleibt. Frauen und Männer sind vollkommen gleichgestellt, sodass auch Frauen zur Tora aufgerufen und Rabbinerinnen werden können. Das Reformjudentum erkennt außerdem gleichgeschlechtliche Partnerschaften an. Diese Grundsätze haben dazu geführt, dass Beit Daniel weit über den engeren Kreis der Mitglieder hinaus bekannt und beliebt ist und auch von säkularen Israelis gerne besucht wird. Die Gottesdienste sind sehr lebhaft gestaltet und immer von viel Gesang und Gitarre begleitet. Vor allem an Feiertagen wie Jom

Kippur, Rosch haSchana und Purim ist das Haus richtig voll. Das Reformjudentum legt großen Wert auf interreligiösen Dialog, deswegen sind auch Nichtjuden immer willkommen. Wer zum ersten Mal in eine Synagoge geht, der besucht Beit Daniel am besten zum Kabbalat Schabbat am Freitagabend, der für alle offen ist.

Adresse: Bnei Dan Street 62, Tel Aviv – Neuer Norden, www.beit-daniel.org.il | ÖPNV Bus 5, 7, 25, 89, Haltestelle Yehuda haMaccabi / Derech Namir | Öffnungszeiten Uhrzeit für Gottesdienste und Programm für Kulturveranstaltungen auf der Webseite | Tipp: In Jaffa unterhält Beit Daniel ein weiteres Zentrum, Mishkenot Ruth Daniel, das neben den Gottesdiensten sowohl Gästezimmer zur Übernachtung wie auch geführte Touren durch Jaffa anbietet.



Das Beit-Daniel-Zentrum.

Foto: Angelika Baumgartner

Begegnungen – Workshops – Exkursionen

ZWST-Jugendkongress mit 220 Teilnehmern in Israel

Der jüdische Staat feierte 2018 sein 70. Gründungsjubiläum. Diesen runden Geburtstag nahm die ZWST mit Unterstützung durch den Zentralrat der Juden zum Anlass, nach zehn Jahren den Jugendkongress erstmals wieder in Israel zu veranstalten. Es sollte aber eben nicht eine „Reise nach Jerusalem“ oder an den Strand nach Tel Aviv werden. Direktor Beni Bloch war es ein besonderes Anliegen, jungen jüdischen Erwachsenen die Seiten Israels zu zeigen, die sie bei Taglit oder im Urlaub nicht erleben könnten.

Teils Konferenz, teils Rundreise, ließ bereits der erste Tag in Jerusalem wenige Verschnaufpausen. Die 220 Teilnehmenden, aufgeteilt in vier Gruppen, besuchten die Schoa-Gedenkstätte Yad Vashem, den Sitz des Staatspräsidenten, den berühmten Machane Yehuda Markt und die Jerusalemer Altstadt. Mittags trafen sich alle zu Gesprächen mit den Knesset-Abgeordneten Dr. Anat Berko und Eli Alaluf.

Auch in Israel sollten auf dem Jugendkongress vor allem Themen eine Rolle spielen, die die Teilnehmenden in ihrem Alltag betreffen. Bei der Podiumsdiskussion am Abend diskutierten die aktiven Studierenden Naomi Ellenbogen und Ron Sobol, der neue Beauftragte der Bundesregierung für jüdisches Leben und gegen Antisemitismus Botschafter Dr. Felix Klein und Zentralratspräsident Dr. Josef Schuster mit ZWST-Mitarbeiterin Laura Cazés über Herausforderungen und Chancen in der Antisemitismusbekämpfung.

Der kommende Tag führte die Gruppe in die Negev-Wüste zu den Armeestützpunkten Shisafon und Sayarim. Überraschend waren für viele Teilnehmenden vor allem die persönlichen Einblicke in den Militärdienst, die die jungen Soldaten ihnen ge-

währten. Der Moralkodex um die Bemühungen der israelischen Streitkräfte, im Kriegseinsatz stets so human wie möglich zu handeln und der damit einhergehende Druck, der auf den jungen Menschen lastet, hinterließen einen bleibenden Eindruck.

Tag drei verbrachten die Teilnehmenden auf den Golanhöhen. Eine abenteuerliche Jeeptour führte sie bis an die syrische Grenze, die anschließende Weinverkostung beschrieben viele als eines der Highlights. Danach begrüßte der Vorsitzende der drusisch-zionistischen Vereinigung Yussuf Nassr-Addin die Teilnehmenden zum Mittagessen. Zurück in Ramat Gan leitete die Jüdische Studierendenunion Deutschland (JSUD) einen Late Night Workshop zum Thema „Lokal bis global – wie sich jüdische Studierende politisch engagieren können“, zu dem auch die Vorsitzende der World Union of Jewish Students, Avigayil Benstein, zu Gast war.

Den Donnerstag verbrachte die Gruppe zunächst am IDC Herzliyah, wo sie vom Vize-Präsidenten Jonathan Davis begrüßt und im Anschluss von deutschen Studierenden über den Campus geführt wurde. Vor allem die Vorstellung des Projektes Act.IL, das von Studierenden der Universität entwickelt wurde und sich die Online-Bekämpfung antiisraelischer Kampagnen zum Ziel gesetzt hat, stieß auf besonderes Interesse. Den Nachmittag verbrachten die Teilnehmenden in der Start Up- und Hightech-Szene Tel Avivs.

Das Wochenende drehte sich um den Schabbat, den alle gemeinsam im Hotel in Ramat Gan verbrachten. Wie auch generell auf dem Jugendkongress wurde der Schabbat mit interessanten Workshops und Vorträgen gefüllt. Unter den



Im Gespräch mit Eli Alaluf, Abgeordneter der Knesset.

Referenten fanden sich Olga Deutsch, Direktorin des Europe Desk von NGO Monitor, Sivan Rahav-Meir, Journalistin und Nachrichtensprecherin, Grisha Alroi-Arloser, Geschäftsführer der deutsch-israelischen Industrie- und Handelskammer, und Steven Schmerz, Leiter der Repräsentanz der bayrischen Staatskanzlei in Israel. Die Gottesdienste und die Havdala wurden wie immer großartig von Maf-teach Soul begleitet.

Den krönenden Abschluss des JUKO18 bildete die Abschlussparty, die durch eine ganz besondere Überraschung gekrönt wurde: Konstantin Shuxtelski machte seiner langjährigen Freundin Susi Schneider vor allen Feergästen einen Heiratsantrag! Beide sind schon seit ihrer Kindheit und heute auch noch eng mit der Jugendarbeit der ZWST verbunden und lernten sich 2012 auf einem Machane der ZWST kennen. Die Verlobung auf dem JUKO sei, so Konstantin, „auch ein Dank an die ZWST, ohne die es diese Beziehung gar nicht geben würde.“ Die Teilnehmenden waren begeistert und feierten, bis der erste Bus zum Flughafen fuhr.

Laura Cazés, ZWST



Zu Besuch bei der Militärbasis Shisafon im Süden Israels.



Im Taglit Innovation Center in Tel Aviv.

Fotos: Robert Poticha

Nur jüdische Gemeinschaft betroffen?

Das Land diskutiert über Antisemitismus und juristische Auslegungen

Von unserer Frankreich-Korrespondentin Gaby Pagener-Neu

„Klein-Jerusalem“ wird das jüdische Viertel von Sarcelles, der symbolträchtigen „Banlieue“ 15 km nördlich von Paris, oft genannt. Hier konzentriert sich, um seine imposante Synagoge herum, eine der größten jüdischen Gemeinden Europas mit einer Vielzahl von koscheren Läden, jüdischen Institutionen und Schulen.

Von einigen seltenen antisemitischen Zwischenfällen abgesehen ist Sarcelles als Paradebeispiel für das einträchtige Zusammenleben dieser dynamischen jüdischen Gemeinschaft, die sich aktiv in die Belange der Stadt einbringt, mit den anderen religiösen und ethnischen Gruppen bekannt.

Sarcelles in den Schlagzeilen

Und dennoch, ausgerechnet Sarcelles ist nun in die Schlagzeilen geraten. Ende Januar wurde ein achtjähriger Junge, anhand seiner Kippa, der Zizit und Schläfenlocken unschwer als Jude identifizierbar, auf dem Weg zu seiner Schule von zwei etwa 15- bis 16-jährigen dunkelhäutigen Jungen angegriffen. Die Jugendlichen hatten sich hinter einer Mülltonne versteckt, den Schüler abgepasst, zu Boden geworfen und mit Fußstritten traktiert. Danach konnte sich das Kind unter ein Auto in Sicherheit bringen.

Allerdings haben die Angreifer weder etwas entwendet, noch das Opfer bedroht oder antisemitisch beschimpft. Dessen ungeachtet nahm René Taïeb, Vorsitzender der Vereinigung der jüdischen Gemeinden des Département Val d'Oise, zu dem Sarcelles gehört, gegenüber der Tageszeitung LE FIGARO kein Blatt vor dem Mund: „Wenn jüdische Kinder, die wie alle anderen, Kinder der Republik sind, zu roten Tüchern dieser Republik werden, dann ist das sehr ernst.“

Gesamtgesellschaftliche Betroffenheit gefordert

Bereits drei Wochen zuvor war in einer anderen Vorstadt des Pariser Speckgürtels, in Seine-Saint-Denis, eine jüdische Gymnasiastin auf dem Rückweg von der Privatschule Merkaz-Hatorah, deren Uniform sie trug, von einem 30-jährigen Mann überwältigt und ins Gesicht geschlagen worden. Auch er hat bei seinem Angriff nichts gesagt. Wohlweislich? Wollten beide Aggressoren so vermeiden, dass ihnen ein antisemitisches Motiv nachgewiesen werden kann?

In letzterem Fall zumindest wäre die Rechnung ggf. aufgegangen. Die Staatsanwaltschaft machte bei der 15-jährigen Schülerin „keine äußeren Merkmale aus, welche darauf hätten schließen lassen, dass es sich um ein jüdisches Mädchen handelte.“

Jedenfalls titelte die Presse vor allem nach dem Vorfall in Sarcelles, der die Medien über mehrere Tage beherrschte, „Die jüdische Gemeinschaft steht unter Schock“. Eine Überschrift, die den Historiker und Essayisten Marc Knobel aufbringt, wie er gegenüber der Huffington Post erklärte: „Betrifft es etwa nur die jüdische Gemeinschaft, wenn ein achtjähriges Kind angegriffen wird, nur weil es eine Kippa trägt und jüdisch ist?“ Er sieht hier die Gesamtgesellschaft in der Pflicht.

Antisemitisches Motiv häufig nicht anerkannt

Diese Meinung teilt offenbar der Sozialist François Pupponi, langjähriger ehemaliger Bürgermeister der Stadt. Pupponi geht sogar noch einen Schritt weiter, indem er den juristischen Rahmen dahingehend erweitern möchte, dass ein Angriff dann als besonders schwerwiegend gelten soll, wenn er sich gegen Personen mit einem sichtbaren religiösen Symbol richtet.

Ziel eines solchen Gesetzesentwurfs sei es, ein rassistisches oder antisemitisches Motiv leichter erkennbar machen zu können. „Die Anerkennung des besonders schwerwiegenden Umstands soll den Opfern zugutekommen, nicht den Tätern, denn Letzteren ist voll bewusst, dass sie ohne explizit antisemitische Beschimpfungen kaum etwas riskieren“, so der Ex-Bürgermeister.

Der Fall Sarah Halimi

Ein entsprechendes Gesetz, wäre es denn bereits in Kraft, hätte unter Umständen auch das juristische Tauziehen um einen anderen, nicht minder bekannten und mediatisierten Fall wie der des Achtjährigen aus Sarcelles anders ausgehen lassen: den Mord an Sarah Halimi, alias Lucie Attal, wie sie eigentlich hieß. „Bei diesem Verbrechen deutet alles darauf hin, dass die Weigerung, der Realität ins Auge zu sehen, wieder einmal zugeschlagen hat“, erklären die Philosophen Elisabeth Badinter, Ehefrau des früheren Justizministers Robert Badinter, sowie der Philosoph Alain Finkielkraut.

Die 65-jährige orthodoxe Jüdin und ehemalige Leiterin eines konfessionellen Kindergartens war im April 2017 von ihrem 27-jährigen muslimischen Nachbarn Kobil Traoré, der dabei Koranverse rezitierte und „Allah Akbar“ rief, auf ihrem Balkon zusammengeschlagen und schließlich aus dem Fenster geworfen worden. „Ich habe den Scheitan (arabisch: Teufel, Anm. d. Red.) getötet“, hatte er danach geschrien.

Neun Monate nachdem die Staatsanwaltschaft einen Antrag auf Anerkennung des antisemitischen Charakters der Tötung gestellt hatte, gab die Untersuchungsrichterin ihm erst nach langem Hin und Her statt, wie die französische Nachrichtenagentur AFP meldete.

Der hinzugezogene psychiatrische Sachverständige bestätigte zwar, dass der Angeklagte in der betreffenden Nacht nach dem Genuss von Cannabis einen psychotischen Schub erlitten habe, der jedoch mit seiner strafrechtlichen Verantwortung und einer antisemitischen Dimension seiner Tat nicht unvereinbar sei.

Allerdings wurde zum Leidwesen der Nebenkläger der Straftatbestand der vorsätzlichen Tötung nicht berücksichtigt.

„Dies ist eine Beleidigung des Gedenkens an Sarah Halimi und ein zusätzlicher Schmerz für ihre Kinder und ihre Familie“ twitterte Francis Kalifat, Präsident der jüdischen Dachorganisation CRIF.

Präsident Emmanuel Macron hatte einige Tage nach dem Mord in Gegenwart des israelischen Ministerpräsidenten Benjamin Netanjahu gefordert, „die Fakten vollständig aufzuklären“.



Foto: MBR

Schweigemarsch für Mireille Knoll – gegen Antisemitismus

Zuweilen liegen Heldentum und Barbarei dicht beieinander, zumindest zeitlich. So geschehen im Frühjahr dieses Jahres. An ein und demselben Tag verlieh Frankreichs Staatschef Emmanuel Macron einem Helden der Nation bei dessen Beisetzungsfest auf dem Pariser Place des Invalides die höchste französische Auszeichnung, und fand einer der größten Schweigemärsche des Landes anlässlich der Ermordung der 85-jährigen Jüdin Mireille Knoll statt.

Oberstleutnant Arnaud Beltrame hatte sich als Austauschgeisel angeboten, um bei einem Anschlag auf einen Supermarkt im südfranzösischen Trèbes das Leben einer jungen Frau zu retten. Er erlag dabei den Verletzungen, die ihm der Attentäter zugefügt hatte.

Mireille Knoll, die 1942 dank des brasilianischen Passes ihrer Mutter der Massenverhaftung von Vél d'Hiv entkommen konnte, lebt in einer Sozialwohnung des 11. Pariser Arrondissement. Den Nachbarn ist sie als jüdische Mitbewohnerin bekannt, so auch dem 30-jährigen Moslem Yacine M., der bei ihr ein- und ausgeht.

Am 23. März findet die Feuerwehr den teils verkohlten, teils von Messerstichen gezeichneten Körper der behinderten und an Parkinson leidenden Rentnerin in ihrer Wohnung. Die Spurensuche führt die Polizei unmittelbar zu dem vorbestraften Yacine M. und seinem Freund, einem für Raubüberfälle polizeibekanntem 21-jährigen Obdachlosen. Gegen beide wird wegen Mordes ermittelt.

Dazu ein treffender Hinweis des Politologen Jérôme Fourquet gegenüber der Zeitschrift L'EXPRESS, nämlich, dass es sich bei keinem der beiden mutmaßlichen Attentäter um radikalisierte Islamisten

oder sog. Gefährder handelt, sondern: „der Alltagsantisemitismus kann töten, wenn er sich mit Alltagskriminalität paart.“

Laut dem Nachrichtensender LCI soll es der obdachlose Freund gewesen sein, der beim Polizeiverhör Yacine M.'s antisemitische Äußerungen erwähnt hat. Dieser habe das Opfer als „reich“ bezeichnet. Eine bei der Bewohnerin einer Sozialwohnung einigermaßen absurde Einschätzung.

Anders als im Fall Sarah Halimi stuft auch die Staatsanwaltschaft die Tat sehr schnell als antisemitisch motiviert ein, obwohl gleichzeitig der Spur eines Raubmordes nachgegangen wird. Der Vorsitzende des Konsistoriums, Joël Mergui, stellt allerdings gegenüber der Zeitung LE PARISIEN eine Parallele zwischen beiden Fällen fest: eine neue Vorgehensweise derer, die Frankreichs Juden bedrohen: „alte Menschen in ihrer Wohnung anzugreifen“. Er urteilt: „Dies ist ein ernster Einschnitt.“

Anne Sinclair, Starjournalistin und Gründerin der französischen Huffington Post, fordert indes eine andere Parallele ein: „Gestern Charlie, heute Mireille Knoll“, schreibt sie im Kontext der in diversen Zeitungen zu lesenden und ihr unerträglichen Schlagzeile „Die jüdische Gemeinschaft ist tief betroffen“. Die Jüdin Sinclair spielt auf die Solidaritätsbekundungen „Je suis Charlie“ anlässlich des Anschlages auf die Satirezeitschrift CHARLIE HEBDO 2015 an. Die Journalistin erwartet, wie damals, die Betroffenheit aller Franzosen.

Sie dürfte angesichts der Teilnahme von Tausenden an dem vom jüdischen Dachverband CRIF organisierten Schweigemarsch gegen Antisemitismus auf ihre

Kosten gekommen sein. So sind nicht allein Würdenträger der verschiedenen Religionsgemeinschaften, katholische, evangelische, muslimische und buddhistische, dem Aufruf gefolgt, sondern haben es sich auch Vertreter sämtlicher Parteien nicht nehmen lassen, einträchtig mitzumarschieren.

Auch die Vorsitzenden des rechtsextremen Front National, Marine Le Pen, sowie der linksextremen Partei „La France Insoumise“ (Das Widerspenstige Frankreich), Jean-Luc Mélenchon, die allerdings vom CRIF als unerwünscht galten, waren dennoch erschienen. Letzterer war persona non grata, weil er den BDS-Boykott unterstützt. Der Ausschlusswunsch hatte bereits im Vorfeld der Veranstaltung hohe mediale Wellen geschlagen.

Mélenchon und Le Pen wurden ausgebuht, wofür der CRIF anschließend allseits heftig kritisiert wurde. Man warf ihm vor, die nationale Einheit gesprengt zu haben. So urteilte etwa die Ministerin Jaqueline Gourault, der CRIF-Vorsitzende Francis Kalifat „habe übertrieben, indem er einige einfach ausschloss, auch wenn man verstehen kann, dass die Gemeinschaft gegenüber den politischen Argumenten des einen oder anderen sehr sensibel ist, an einem solchen Tag des Sich Versammelns, der Andacht, muss man sich tatsächlich versammeln können“, erklärte sie im Rundfunksender RADIO CLASSIQUE.

Damit liegt Gourault ganz auf der Linie der Angehörigen Knolls. Der Sohn des Opfers hatte eine Politisierung des Ereignisses ausdrücklich abgelehnt, und Enkelin Jessica postete auf Facebook die unzweideutige Botschaft: „Ich rufe zu Frieden, Würde, Liebe und Brüderlichkeit auf der ganzen Welt auf.“ GPN

Waffenschmuggel

Ein Angestellter des französischen Generalkonsulats in Jerusalem wird beschuldigt, Waffen vom Gebiet der Hamas ins Westjordanland geschmuggelt zu haben. Der 24-jährige Franzose Romain Franck konnte als Chauffeur unter dem Deckmantel seiner diplomatischen Mission einer Durchsuchung am Checkpoint Erez zwischen dem Gazastreifen und Israel entgehen. Er soll während fünf Fahrten 70 Faustfeuerwaffen und zwei Sturmgewehre im Kofferraum transportiert haben.

Laut einer Veröffentlichung des Shin Beth hatte ein Angestellter des französischen Kulturzentrums in Gaza dem Chauffeur das Waffenarsenal übergeben, damit es an palästinensische Schmuggler im Westjordanland geliefert werde. Franck soll

aus finanziellem Interesse und ohne das Wissen seiner Vorgesetzten im Konsulat gehandelt haben, erklärten die israelischen Ermittler. Auch wird ein bei der französischen Vertretung angestellter palästinensischer Wachmann verdächtigt, in dieselbe Sache verwickelt zu sein.

Obgleich die Israelis die französischen Behörden von einer Verantwortung in der Affäre freisprechen, ist das Thema äußerst heikel. So hat es der Staat auf das Konsulat in Jerusalem abgesehen, dessen Rolle als inoffizielle Botschaft für die palästinensischen Behörden Israel regelmäßig anprangert.

„Wir nehmen die Sache sehr ernst und verfolgen die Entwicklung in enger Zusammenarbeit mit den israelischen Behörden“, beteuerte ein Verantwortlicher

der französischen Botschaft gegenüber der Zeitschrift „l'Obs“, allerdings lehnte er es ab, näher auf Details einzugehen.

Bereits 2013 war der Garagenchef desselben Konsulats am Grenzposten Allenby an der israelisch-jordanischen Grenze verhaftet worden. Im Kofferraum seines Diplomatenwagens fand man eine Ladung mit 152 kg Gold, Schecks im Wert von knapp 2 Millionen Dollar, hunderte Handys sowie 500 kg Tabak.

Auch er hatte seinen Dienstpass genutzt, ein offizielles Dokument, das jedoch keine diplomatische Immunität verleiht, um den Kontrollen zu entgehen.

Seinerzeit hatten die israelischen Behörden es jedoch vorgezogen, die Affäre nicht zu verbreiten und den Betroffenen diskret nach Frankreich abzuschicken. GPN

Neuer Name – altes Programm

Ob Namen nur Schall und Rauch sind, wird sich zeigen. Jedenfalls hat die rechtsextreme Partei „Front National“ sich im Sommer einen neuen Namen gegeben. Die wiedergewählte Parteichefin Marine Le Pen hatte dies auf dem Parteitag in Lille bereits angekündigt. Der neue Name „Rassemblement National“ (Nationaler Zusammenschluss) entspreche vor allem einem Neuanfang, so die Vorsitzende.

In der Tat klingt „Zusammenschluss“ weit weniger aggressiv als „Front“, ein vom inzwischen mit seiner Tochter Marine über Kreuz liegenden Parteigründer Jean-Marie Le Pen seinerzeit sicher mit Bedacht gewählter Begriff der Kampfansage an die Etablierten. Das Wort „Rassemblement“ indes hatten sich bereits andere Parteien auf die Fahne geschrieben, so u. a. die Mitterrechtspartei „Rassemblement pour la République“ (RPR), der heutigen „Les Républicains“ (LR).

Offensichtlich soll die neue Betitelung Kompromissbereitschaft in Richtung LR signalisieren, um mittelfristig koalitions- und somit regierungsfähig zu sein, ungeachtet der Tatsache, dass die überwältigende Mehrheit der bürgerlichen Gaullisten ein solches Bündnis zumindest aktuell strikt ablehnt. Ob die Namensänderung für eine inhaltliche Kehrtwende oder wenigstens eine Abkehr vom strammen

Rechtsskurs des „Front National“ steht, erscheint jedoch fraglich.

Dafür spricht die Tatsache, dass die Parteivorsitzende auch die Parteinstanzen umbenannt hat und unbestrittenermaßen seit ihrem Amtsantritt 2011 gezielt an einer „Entdiabolisierung“ ihrer Partei arbeitet. Höhepunkt dieser Strategie war der Parteiausschluss ihres Vaters 2015, u. a. wegen plump antisemitischer Ausfälle.

Dass jedoch ausgerechnet Steve Bannon, der rassistisch angehauchte, geschasste Berater von US-Präsident Donald Trump, zu jener Zeit auf Europatournee zwecks Gründung einer Art populistischer Internationale, auf besagtem Erneuerungsparteitag als Gastredner auftreten durfte, weist eher in eine andere Richtung.

Ebenso muten die Themen von Le Pens Rede nach wie vor „frontistisch“ an: unbezwingbare Immigration, offene Grenzen und die von Präsident Macron vertretene offene Gesellschaft wurden mit gewohnter Schärfe angeprangert.

Mit Blick auf die im nächsten Jahr anstehenden Europawahlen hält auch Le Pen, wie Bannon, „eine euroskeptische Mehrheit im Europaparlament für plausibel“. Und weiter: „Es wird bei den Wahlen ein Europa der Nationen gegen die Europäische Kommission geben“. Immerhin, von einem Aus-

tritt Frankreichs aus der EU ist spätestens seit der krachenden Niederlage der FN-Kandidatin bei den Präsidentschaftswahlen im Mai 2017 nicht mehr die Rede.

Für den ausgebooteten Ex-Parteichef Jean-Marie Le Pen kommt die Namensänderung einem „politischen Mord“ gleich, wie er im Rundfunksender „France Inter“ erklärte. Der neue Name bringe jedoch „nichts Neues“.

Bei dieser letzten Einschätzung würde ihm die Tageszeitung LE MONDE, die titelte: „Beim FN ein neuer Name für eine harte Linie“, wohl beipflichten.

Das linksliberale Blatt attestiert der Vorsitzenden, „die Linie und die Flamme des FN beizubehalten, jedoch eingekistet in für potenzielle Verbündete beruhigenden Gehäuse des RN.“

Bei einem ehemaligen Minister von Ex-Staatspräsident Nicolas Sarkozy scheint sich Le Pens Strategie bereits als geschickter Schachzug ausgezahlt zu haben und auf fruchtbaren Boden gefallen zu sein: „Der FN hat sich verändert. Schauen wir mal, ob eine Übereinstimmung oder eine Annäherung möglich ist“, entfuhr es dem Politiker gegenüber der Zeitung JOURNAL DU DIMANCHE.

Ein Dammbbruch?

GPN

Französische Gabeldiplomatie

Seitdem Frankreich für die Resolution gestimmt hat, welche die amerikanische Entscheidung verurteilt, die US-Botschaft nach Jerusalem zu verlegen, kann man die franko-israelischen Beziehungen ohne Übertreibung als eisig bezeichnen. Daher versuchte Frankreich im letzten Frühjahr, mit einer gastronomischen Charmeoffensive israelische Mägen zu erwärmen und Herzen zu gewinnen.

So mühte sich die Botschaft im Rahmen einer Gourmetwoche dem Land, wo Milch und Honig fließt, gallisches Savoir-Vivre nahezubringen. Dazu wurde schweres Geschütz aufgeföhren: 17 Spitzenköche und ein Starkonditor unter der Leitung von Guillaume Gomez, seit 1997 Chefkoch im Elyséepalast, luden zahlreiche israelische Persönlichkeiten zum Schlemmen ein.

Mit der Verkostung stellt Frankreich seine Gastronomie vorrangig in den Dienst der Diplomatie, jedoch soll die Initiative ebenso den Export fördern, ausländische Investoren empfangen und die Zusammenarbeit von Industriekapitänen beider Länder entwickeln helfen. Dazu die Botschafterin Hélène Gal: „Die französische Gastronomiewoche feiert die besonderen Beziehungen, welche Frankreich und Is-

rael verbinden, auf dem gastfreundlichen und geselligen Parkett der Gastronomie.“ Letztere gehört seit jeher zum französischen Kulturerbe und wird traditionell als Waffe französischer Diplomatie eingesetzt. Das Außenministerium am Quai d'Orsay knüpft damit an die von Auguste Escoffier 1912 eingeföhrete Tradition der „diners d'epicure“ an, die das Ziel verfolgten, „das Prestige der französischen

Küche jenseits der Grenzen auszustrahlen“. Unabhängig von der weltweit einzigartigen „Gabeldiplomatie-Veranstaltung“ in Israel hatten auch etliche hochrangige französische Politiker Israel in den vorangegangenen Monaten besucht. Der Erste unter ihnen, Präsident Macron, hatte dies bereits 2015 als damaliger Wirtschaftsminister nicht versäumt.

GPN



Foto: MBR

Manifest gegen Antisemitismus

In Frankreich steht der radikale Islam im Zentrum der Antisemitismus-Debatte.

Zwei Manifeste, veröffentlicht in den Zeitungen LE MONDE und LE PARISIEN, haben die Spaltung in dem europäischen Land mit der größten jüdischen und der größten muslimischen Gemeinschaft wiederbelebt.

Prominente aus Politik und Kultur, darunter Ex-Staatspräsident Nicolas Sarkozy, der ehemalige Direktor der Satirezeitschrift CHARLIE HEBDO Philippe Val, der Philosoph Alain Finkielkraut und der Sänger Charles Aznavour unterzeichneten das erste Manifest gegen einen neuen Antisemitismus. Darin wird gefordert, „diejenigen Koranverse, welche zum Mord und zur Bestrafung von Christen, Juden und Ungläubigen aufrufen, von den muslimisch-theologischen Autoritäten für obsolet erklären zu lassen“.

Die Streitschrift prangert vehement eine „islamistische Radikalisierung“ und eine „schleichende und leise ethnische Säuberung“ an und sieht einen direkten Zusammenhang zwischen einigen Koranversen und Gewaltakten, welche von Leuten verübt werden, die sich auf den Islam berufen.

Zwei Tage darauf wies ein Kollektiv von 30 Imamen die „unselige These“ zurück, laut welcher der Koran zum Mord aufrufe. Und der Rektor der Pariser Großen Moschee, Dalil Boubakar, bedauert „eine ungerechte und verrückte Unterstellung“. Zugleich engagieren sich die Religionsführer, die Radikalisierung einer Jugend zu bekämpfen, die in Versuchung gerät, im Namen des Islam Verbrechen zu begehen.

Was neu sei an der Spielart des Antisemitismus, welche das Manifest anklagt, ist, dass dieser Diskurs sich unterscheidet von der traditionellen Idee eines diffusen, von allen gesellschaftlichen Schichten ausgehenden Antisemitismus, zu allererst vom rechtsextremen Milieu. Anders als das, was zu diesem Thema gemeinhin zu lesen und zu hören ist, nämlich, der Antisemitismus in Frankreich nehme kontinuierlich zu, erklärt Finkielkraut in der linksgerichteten Tageszeitung LIBERATION: „Der französische Antisemitismus existiert, aber es ist ein blutleerer Restbestand, er wurde sogar in spektakulärer Art und Weise von der rechtsextremen Partei Front National aufgegeben.“ Hingegen habe man

die nach seiner Einschätzung aktuell wesentlich gefährlichere spezifisch islamistische Judenfeindlichkeit zu lange verleugnet, „um eine ohnehin prekäre Bevölkerungsgruppe nicht zu stigmatisieren“. Er spielt dabei auf die teils gefühlt, häufig jedoch reell marginalisierten und diskriminierten arabischstämmigen Franzosen an und nimmt einen „von guten Absichten verblendeten Antirassismus“ unter Beschuss. Es stellt sich indes zum einen die Frage, ob ein solches Manifest nicht kontraproduktiv sein könnte, da es offensichtlich das Randgruppengefühl der muslimischen Gemeinschaft noch verstärkt. Und soll es zum ändern wirklich darum gehen, Passagen aus dem Koran, deren Lektüre zweifelsohne so unerträglich ist wie manche aus der Bibel, wenn man sie denn wörtlich und aus dem Kontext herausgelöst liest, für obsolet zu erklären? Oder müsste nicht vielmehr eben diese Lesart für obsolet erklärt werden? Lässt sich schließlich ohne weiteres ein direkter, monokausaler Zusammenhang zwischen einem Text und einem Gewaltakt herstellen? Der Beweis wird schwer zu erbringen sein. GPN

Filmfestival in Paris

Die israelische Botschafterin ist der diesjährigen Eröffnungsfeier des Israelischen Filmfestivals, das im März in Paris stattfand, ferngeblieben. Der Grund: Ein Protest gegen die Aufführung des umstrittenen Films „Foxtrot“, wie das israelische Außenministerium verlautbaren ließ. Der Streifen von Samuel Maoz, welcher Fehlverhalten innerhalb der Armee in Szene setzt, hatte bereits im Land selbst für Polemik gesorgt. Die Absage war erfolgt, nachdem die Festivalleitung der Empfehlung der Botschaft nicht nachgekommen war, für die Eröffnungsfeier einen Film zu wählen, der keine Kontroverse auslöst. Der komplexe und surreale Film mit Lior

Ashkenazi und Sarah Adler in den Hauptrollen war im letzten Jahr mit dem Silbernen Löwen beim internationalen Mostra-Filmfestival in Venedig ausgezeichnet worden. Miri Regev, Israels Kultusministerin, hatte dem Film vorgeworfen, „Ritualmordbeschuldigungen“ gegenüber israelischen Soldaten Vorschub zu leisten. Sie hatte sich zufrieden darüber gezeigt, dass das Werk im Januar nicht für einen Oscar nominiert wurde und erklärte: „Das hat uns eine bittere Enttäuschung sowie eine wahrheitswidrige Darstellung der israelischen Armee erspart.“

Dennoch heißt es in einem Kommuniqué des Ministeriums: „Die israelische Bot-

schaft in Frankreich ist stolz, das Pariser Festival des israelischen Films seit seiner Gründung vor 18 Jahren zu unterstützen und mischt sich normalerweise nicht in die Auswahl der während des Festivals ausgestrahlten Filme ein.“

Muss man daraus den Schluss ziehen, dass die Botschaft sich in diesem Fall eben doch massiv eingemischt hat, weil es sich um den Film zur Eröffnungsfeier handelte?

Samuel Maoz hatte im September 2017 zu der Produktion angemerkt, er kritisiere den Ort, an welchem er lebt, „weil ich mir Sorgen mache, weil ich ihn schützen will, ich tue es aus Liebe“. GPN

Schoa-Witz im Fernsehen

„Was ist Juden und Turnschuhen gemein? Von beiden gibt es in 39 mehr als in 45“ (Anm. d. Red.: Im Französischen wird vor der Jahreszahl dieselbe Präposition „en“ verwendet wie bei der Bezeichnung von Schuhgrößen). Diese Pointe der Comedy-Künstlerin Laura Laune in dem öffentlich-rechtlichen Sender FRANCE2 hat hohe Wellen geschlagen.

In den 20 Uhr-Nachrichten wurde im Rahmen einer Reportage zum Thema „Freie Töne bei der Nachwuchsgeneration von Comedy-Künstlerinnen“ ein Auszug aus dem Kabarettprogramm von Laune „Der Teufel ist ein braves kleines Mädchen“ gezeigt. Co-Autor ist der Spezialist

für schwarzen Humor Jérémy Ferrari. Etliche Zuschauer zeigten sich irritiert bis empört. Jedoch merkt die Künstlerin, die gerade einen Talentwettbewerb beim Privatsender M6 gewonnen hat, in derselben Reportage an: „Ich wollte nie Witze um ihrer selbst willen machen. Ich schreibe Dinge auf, die mich zum Lachen bringen, dann teste ich sie vor anderen Menschen und schaue, was ankommt, ob sie ebenfalls lachen. Daran passe ich mich an.“ Wie ein Video zeigt, brachte der Genozid-Witz zwar die im Saal anwesenden Zuschauer zum Lachen, aber die Reaktion in den sozialen Netzwerken nach der Vorstellung klang ganz anders.

Einige Nutzer meldeten sich auch beim Sender bzw. bei der Proramngesellschaft France Télévisions und erinnerten daran, dass kurz zuvor einem anderen Humoristen wegen einer Pointe zur Gewalt gegen Frauen gekündigt worden war. Dagingehend äußerte sich u. a. der Anwalt Gilles-William Goldnadel, Präsident der Vereinigung Frankreich-Israel, gegenüber der Internetplattform FigaroVox: „Wenn das öffentliche Fernsehen Witze über Gewalt in der Ehe zensiert, jedoch solche die Schoa betreffend sendet, dann frage ich mich, ob die mediale Empörung nicht doch selektiv ist.“

GPN

Zu Besuch bei Martin Buber in Heppenheim

Von Bernd Sterzelmaier

Wohnen und arbeiten, wo andere ihren Urlaub verbringen. Diesen Wunsch hat sich Martin Buber 1916 in Heppenheim erfüllt. Als der jüdische Religionsphilosoph (1878 bis 1965) an die Bergstraße zog, hatte er schon halb Europa gesehen. Buber wurde in Wien geboren. Er wuchs in Lemberg (heute Ukraine) auf und hatte in Berlin, Leipzig und Zürich studiert. In dem Städtchen südlich von Darmstadt gefiel es ihm offenbar so gut, dass er in ein Haus an der Werléstraße zog.

Dieses Haus wurde Ende des 19. Jahrhunderts für den Großherzoglichen Kreisarzt Dr. Karl Scotti erbaut. Mitten im Ersten Weltkrieg zog Martin Buber dann zusammen mit seiner Frau Paula und den beiden Kindern Rafael und Eva zunächst als Mieter ein. Vier Jahre später kaufte er es. Die zuvor in einer Mietwohnung in Berlin-Zehlendorf ansässige Familie suchte an der Bergstraße nicht nur Ruhe für Arbeit und Familienleben. Martin Buber liebte seit einem Kuraufenthalt in Lindenfels die Landschaft am Übergang zwischen Odenwald und Rheinebene mit dem milden Klima. Wegen seiner Lehraufträge in Frankfurt und der späteren Professur an der Goethe-Universität schätzte er die guten Bahnverbindungen an den Main sowie nach Heidelberg und nach Worms.

Im Erdgeschoss des Hauses befanden sich der Salon und die Arbeitszimmer von Paula und Martin Buber sowie Küche, Esszimmer und Teezimmer. Im Obergeschoss lagen das Schlafzimmer und die Zimmer der Kinder, in die später die Enkelkinder Barbara und Anna Judith einzogen.

Seit Beginn des Zweiten Weltkrieges wurde das Haus von einer Behörde genutzt und 1941 ging es in den Besitz des Kreises über. In den siebziger Jahren sollte es abgerissen werden, um für einen Neubau des Landratsamtes Platz zu schaffen. Zwei Heppenheimer Bürgerinnen protestierten. Sie stellten die Bedeutung des Gebäudes für die deutsche und jüdische Geistesgeschichte des 20. Jahrhunderts heraus und retteten es so vor dem Abriss. Mit der Maßgabe, das Haus einem Zweck zuzuführen, der Martin Bubers philosophisches Erbe verwaltet und verbreitet, wurde es 1976 von der Hessischen Landesregierung unter Denkmalschutz gestellt.

Der Internationale Rat der Christen und Juden (ICCJ), der bis zu diesem Zeitpunkt seinen Hauptsitz in London hatte, beschloss darauf hin, diesen in das Martin-Buber-Haus nach Heppenheim zu verlegen. Das geschah 1979. Der Kreis trägt

seitdem die Kosten der Instandhaltung. Als Sitz des ICCJ mit 38 Mitgliedsorganisationen in 32 Ländern ist das Buber-Haus eine Arbeits- und Begegnungsstätte für Wissenschaftler, Studenten und allen am interreligiösen Dialog Interessierten. Von hier gehen regional und international Impulse für ein gegenseitiges Verständnis der Religionen und gegen rassistische Vorurteile aus. Es werden internationale Konferenzen organisiert, weltweite Netzwerke für Völkerverständigung geknüpft, Vortragsreihen und Seminare veranstaltet.

Besucher können nach Anmeldung das Haus besichtigen und in den kleinen Zimmern die Atmosphäre spüren, die Martin Buber und seine Familie in Heppenheim umgab. Die Liste der prominenten Gäste, die in den vergangenen 40 Jahren das Buber-Haus besichtigten, ist lang: Die Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker, Roman Herzog und Johannes Rau sowie Bundeskanzler Helmut Kohl sind die wohl bekanntesten Namen, die im Gästebuch stehen.

Während Bubers Heppenheimer Zeit war der jüdische Mediziner Fritz Frank, der von 1919 bis 1935 in Heppenheim wohnte, Hausarzt der Familie. Von 1914 bis 1918 war er Sanitätsleutnant im Ersten Weltkrieg. Seine Erinnerungen an die Grausamkeiten des Krieges hat er in dem Buch „Stahlbad“ verewigt. 1945/46 schrieb Fritz Frank in Israel seine Erinnerungen an seine Kindheit unter dem Titel „Verschollene Heimat“ auf. Er starb 1978 im Alter von 92 Jahren. Das Buch wurde 2016 vom Synagogenverein in Zusammenarbeit mit dem Kultur- und Museumsverein in Horb veröffentlicht. In dieser



In der Nähe der Werléstraße, im Graben, blickt Martin Buber, als Bronzeskulptur, auf sein gegenüberliegendes Haus. Foto: MBR

Stadt hatte er zuletzt gelebt, bevor er emigrierte.

Zurück zu Buber nach Heppenheim: Hier entstanden seine bedeutenden Werke „Ich und Du“ und der erste Teil der Bibelübersetzung, an der er gemeinsam mit Franz Rosenzweig (1886 bis 1929) arbeitete. Als Buber damit beschäftigt war, stand in Heppenheim auch noch die große Synagoge am Fuß des Schlossbergs, die im Jahr 1900 nach Plänen des Jugendstil-Architekten Heinrich Metzendorf (1866 bis 1921) gebaut wurde. Die Finanzierung der Synagoge übernahmen die aus Heppenheim stammenden Brüder Hirsch, die in London Inhaber eines privaten Bankhauses waren. Das Gotteshaus war so groß, dass sämtliche 110 Mitglieder der Jüdischen Gemeinde Platz gehabt hätten. Damals hatte die Stadt 10.000 Einwohner.

Buber konnte mit seiner Familie im Frühjahr 1938 den NS-Verfolgungen entkommen und nach Palästina auswandern. Die Synagoge wurde in der Pogromnacht 1938 komplett zerstört. Erhalten geblieben ist das Haus am Rand der Altstadt, das vor 1900 als Synagoge diente.



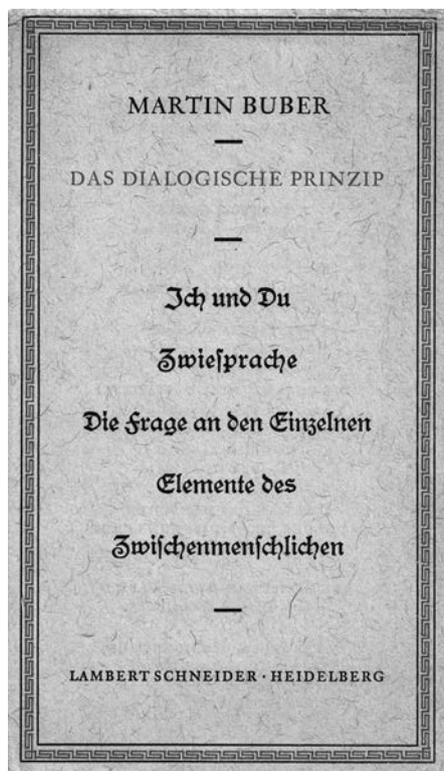
Grafik: MBR

Auch in Heppenheim wurden die meisten Juden im Laufe der NS-Diktatur in die Konzentrationslager gebracht und dort ermordet. Stolpersteine des Künstlers Gunter Demnig erinnern auf den Bürgersteigen vor den Häusern an die jüdischen Familien, die dort gelebt haben. Ein Verein kümmert sich auch darum, dass das Andenken an die Synagoge bewahrt wird. Zwar erinnert eine Gedenktafel an den Standort. Doch in den vergangenen 80 Jahren hatte kaum jemand nach Spuren gesucht. Mittlerweile wurde die freie Fläche vom Gestrüpp befreit, sodass Mauerreste freigelegt werden konnten.

Das markante Gebäude in der Heppheimer Fußgängerzone ist das ehemalige Kaufhaus Mainzer. Auch dieses Haus hat Metzendorf geplant. Es wurde 1906/07 von den Brüdern Jakob und Berthold Mainzer gebaut. Die jüdischen Kaufleute überlebten den Holocaust nicht. Jakob und dessen Ehefrau Bertha wurden im Konzentrationslager Auschwitz getötet, Berthold Mainzer starb an den Misshandlungen, die ihm von der Gestapo in Darmstadt zugefügt wurden.

Nachdem das Kaufhaus Anfang dieses Jahrhunderts jahrelang leer stand, kaufte es die Stadt, um es mit großem Aufwand sanieren zu lassen. Auch für das Land Hessen ist dies ein Prestigeprojekt. Das ehemalige Kaufhaus Mainzer soll ein Schmuckstück im Stadtbild werden.

Mehr als 200 vorbildlich sanierte Gebäude, darunter viele Fachwerkhäuser, bilden ein Ensemble, das zur Attraktion für Touristen geworden ist. In der Heppheimer Altstadt ragen die Pfarrkirche Sankt Peter und das historische Rathaus heraus. Es überragt den Marktplatz, auf dem die Gastronomie blüht. Dem Rathaus schräg gegenüber liegt die ehemalige



Liebig-Apotheke, ein Fachwerkhaus vom Beginn des 18. Jahrhunderts. In den Jahren 1818/19 war hier der später zu Weltruhm gelangte Chemiker Justus Liebig für einige Monate als Apothekerlehrling tätig. Ein unscheinbares Fachwerkhaus am Marktplatz war die Heimat von Margarethe Berg. Sie wanderte Ende des 19. Jahrhunderts als junge Frau nach Amerika aus. Sie war die Großmutter der Schauspielerin Grace Kelly, der späteren Fürstin von Monaco.

Als die Familie Buber Heppenheim 1938 verließ, schien es ein Abschied für immer zu sein. Doch schon wenige Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs besuchte Buber Europa. Der Staat Israel war

bereits gegründet. Der Wissenschaftler setzte sich nicht nur für die Versöhnung zwischen Israelis, Arabern und Palästinensern, sondern auch mit der noch jungen Bundesrepublik Deutschland ein. 1953 wurde er in der Paulskirche in Frankfurt mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels geehrt. Buber starb 1965 in Israel. Für den Biografen Dominique Bourel gilt Buber als der größte jüdische Wissenschaftler des 20. Jahrhunderts, neben Sigmund Freud und Albert Einstein. Martin Bubers Ehefrau Paula (1877 bis 1958) schrieb unter dem Pseudonym Georg Munk den Roman „Muckensturm“. Sie schildert am Beispiel einer Kleinstadt, wie sich das Volk der Dichter und Denker 1933 innerhalb von Wochen in ein Volk von Barbaren verwandelte.

Altstadt, Weinberge, die Jugendstil-Villen am Maiberg und an der Karl-Marx-Straße sowie das Buber-Haus sind nicht die einzigen Attraktionen. 1974 hat der Schauspieler Hans Richter (1919 bis 2008) die Heppheimer Festspiele gegründet, die seitdem Jahr für Jahr im Sommer das kulturelle Angebot bereichern. Das Straßenfestival „Gassensensationen“ geht im Veranstaltungskalender jeweils den Festspielen voraus. Anfang Dezember bildet ein Nikolausmarkt in den Gassen der Altstadt einen Kontrast zu den kommerzialisierten Weihnachtsmärkten. Mit der Straßenfastnacht endet in Heppenheim der Winter. Wenn die Baumblüte an der Bergstraße Frühlingsstimmung verbreitet, zeigt sich Heppenheim in bunten Farben.

Ähnlich wie das Buber-Haus symbolisiert das Hotel Halber Mond ein Stück deutscher Geschichte. Dort tagte am 10. Oktober 1847 eine Versammlung, die das Paulskirchen-Parlament vorbereitete. Entwürfe einer demokratischen Verfassung wurden in Heppenheim vorformuliert und flossen im März 1848 in den Text ein, der in Frankfurt verabschiedet wurde. Selbst im Grundgesetz finden sich Passagen, die in der Heppheimer Versammlung erdacht wurden. Als am 12. Dezember 1848 in Heppenheim die FDP gegründet wurde, beriefen sich Theodor Heuss, Hildegard Hamm-Brücher und ihre Mitstreiter auf die liberalen Traditionen an der Bergstraße.

Sowie die Heppheimer Versammlung den Anfang der Demokratiebewegung in der Mitte des 19. Jahrhunderts markiert, war die Schlacht bei Ober-Laudenbach im Frühjahr 1849 der Anfang vom Ende. Preußische Truppen standen sich damals wenige Kilometer von Heppenheim entfernt an der hessisch-badischen Landesgrenze einem revolutionären Heer gegenüber. Nach einem Schusswechsel zogen sich die Aufständischen Richtung Süden und über den Neckar zurück.

Mit den jüdisch-historischen Bezügen, dem geschichtlichen Hintergrund, der Alt-



stadt, dem kulturellen Angebot und der landschaftlichen Kulisse bietet die Stadt Heppenheim ideale Voraussetzungen für einen Kurzurlaub. Ziel eines Spaziergangs könnte die Starkenburg auf dem Schlossberg sein. Von dort reicht der Blick über die Rheinebene bis nach Mannheim, Ludwigshafen und nach Worms. Die Burg aus dem elften Jahrhundert dient heute als Jugendherberge. Unterhalb des historischen Gemäuers unterhält ein Verein die nach eigenen Angaben größte Amateursternwarte Deutschlands.

Die Starkenburg wurde zum Schutz des Reichsklosters Lorsch gebaut. Die Stadt Lorsch und die ehemalige Benediktinerabtei liegen fünf Kilometer westlich von Heppenheim. Die Torhalle als Teil der Klosterreste gilt als das am besten erhaltene Gebäude aus der Karolingerzeit nördlich der Alpen. Mit dem Freilichtlabor „Lauresham“ wurden die Reste des Klosters mit mehreren Millionen Euro für den Tourismus aufgewertet. Im Stil eines mittelalterlichen Bauernhofes wird gezeigt und geforscht, wie die Menschen zur Zeit der Mönche lebten und arbeiteten.

**Alle Reisen haben
eine heimliche Bestimmung,
die der Reisende nicht ahnt.**

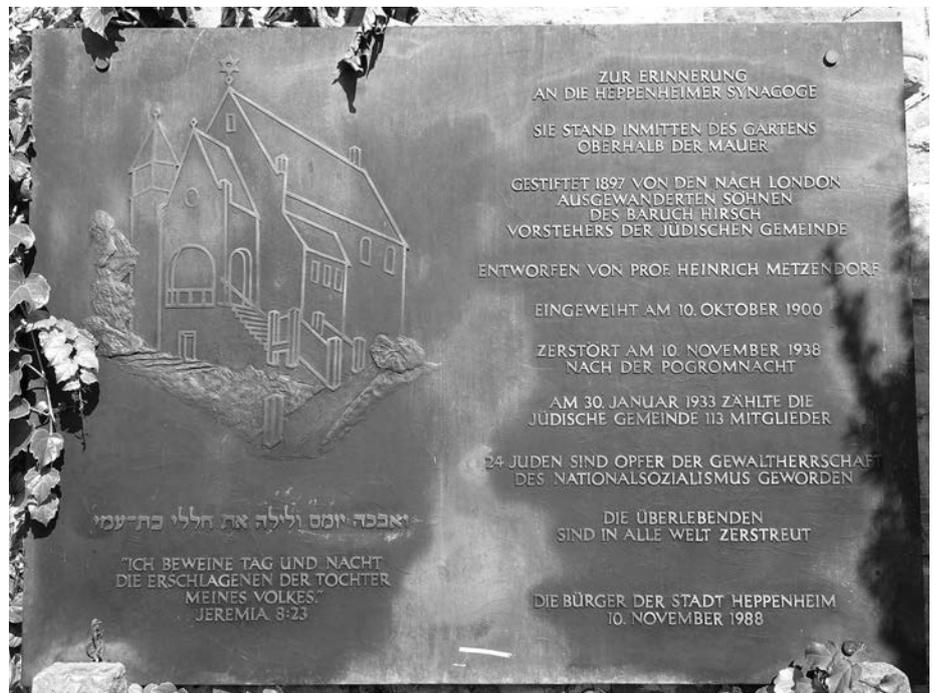
Martin Buber

Das ehemalige Kloster steht als Weltkulturerbe auf der Unesco-Liste. Lorsch ist Sitz des Geo-Naturparks Bergstraße-Odenwald und eines Museumszentrums. Klostergeschichte, Volkskunde und die Geschichte des Tabakanbaus werden dort dokumentiert.

Von Heppenheim aus empfiehlt sich auch ein Besuch der Stadt Worms mit dem Dom, dem jüdischen Friedhof und der



Steintraube am Erlebnispfad Wein & Stein.
Bild: MBR



Eine Gedenktafel erinnert an die Synagoge und Gemeinde.

Bild: Höhn

Mikwe. Worms gehört wie Speyer und Mainz zu den drei SCHUM-Städten. Ein anderes Dokument der jüdischen Kultur in der Region Bergstraße ist der Friedhof in Alsbach, zwölf Kilometer nördlich von Heppenheim. Dort beerdigten auch die Heppheimer Juden ihre Verstorbenen. Eines der berühmtesten Gräber ist das von Rabbi Abraham Samuel Ben Isaak

Bacharach (1575 bis 1615). Er war Oberrabbiner von Worms, eine der ältesten jüdischen Gemeinden auf deutschem Boden. In Alsbach sind auf einer Fläche von 2,2 Hektar 2128 Grabsteine erhalten. Wer von Heppenheim Richtung Osten fährt, kann nicht nur die Mittelgebirgslandschaft des Odenwaldes genießen. Die Kreisstadt Erbach mit dem Deutschen

Mein persönlicher Reisetipp 1

Eigentlich wollten wir nur ein paar Tagen wandern, uns ausruhen, etwas verwöhnen. Dann entdeckten wir am Tor zum Odenwald schöne Wanderwege, auch durch die Weinberge, einen Riesling, vorzüglich und gut gekühlt, und Martin Buber. Alle Aspekte konnten wir bei mittlerweile drei Besuchen in Heppenheim vertiefen. Wesentlich dazu beigetragen haben der Kollege Bernd Sterzelmaier, früher Redaktionsleiter des Starkenburger Echo, der mit uns an einem frostigen Wintertag eine Führung durch das Jüdische Heppenheim machte und die Bildungsreferentin Birgit Meurer, die bei einem Besuch im Martin-Buber-Haus mein Interesse an Buber weckte. So entstand die Idee zu diesen Seiten. Ein Reisetipp zum Weitersagen und zum Entdecken.

Zur ersten Orientierung ist die Seite Stadtgeschichte auf www.heppenheim.de sehr hilfreich, auch mit Hinweisen auf die jüdische Stadtgeschichte, auf die Synagoge und das Martin-Buber-Haus. Dort, im ehemaligen Wohnhaus der Familie Buber, beschäftigt sich die Regionale Bildungsreferentin Birgit Meurer

mit Martin Bubers Geschichte. Interessante Informationen dazu auch auf www.martin-buber-haus.de, auch evtl. notwendige Kontaktdaten. Besucher sollen vorher einen Termin absprechen, da das Haus keine regelmäßigen Öffnungszeiten hat. Außerdem ist Sabine Fraune, 1. Vorsitzende des Vereins Stolpersteine Heppenheim e.V., im Bereich der jüdischen Stadtgeschichte und im Gedenken an die Heppheimer Juden besonders aktiv und mit anderen Gruppen vernetzt. Auch hier zeigt sich, wie vielerorts, dass wichtige Impulse und Initiativen oft von bürgerschaftlichen Gruppen kommen.

Literaturtipps: Wilhelm Metzendorf, Geschichte und Geschehnisse der Heppheimer Juden, 423 S., Arbeitsgemeinschaft der Geschichts- und Heimatvereine im Kreis Bergstraße, Heppenheim 1982.

Harald E. Jost und Ulrich Lange: Martin Buber in Heppenheim, in: Blickpunkt Heppenheim 1/95, herausgegeben vom Archiv und dem Museum der Kreisstadt Heppenheim.

Benno Reicher



Blick über die Weinberge auf die Starkenburg.

Foto: Höhn

Elfenbeinmuseum und dem gräflichen Schloss sowie Michelstadt mit dem historischen Rathaus sind ideale Ziele für einen Tagesausflug. In Michelstadt wurde das Grab von Rabbi Jizchok Arje (1768 bis 1847) zum Pilgerort. Der Seckel Löb Wormser genannte Jude wird bis heute als „Wunderrabbi“ und „Baal Schem von Michelstadt“ verehrt.

Heppenheim ist gut über die Autobahnen 5 und 67 zu erreichen. Am sogenannten „Postknoten“ kreuzen sich die Bundesstraßen 3 und 460. Mannheim, Heidelberg und Darmstadt sind weitere Ausflugsziele mit jüdischer Geschichte, genau wie die Nachbarstädte Weinheim und

Bensheim. Sehenswert sind neben der Starkenburg die Wachenburg und Burg Windeck in Weinheim, das Auerbacher und das Alsbacher Schloss sowie Burg Frankenstein. Als unmittelbare Nachbarstadt hat Bensheim mit dem Naturschutzzentrum, dem Parktheater, dem Basinus-Freizeitbad und einer 18-Loch-Golfanlage großen Freizeitwert.

Von Bensheim aus lohnt sich ein Spaziergang zum Kirchberghäuschen in den Weinbergen oder durch den Staatspark Fürstenlager im Stadtteil Auerbach, einer Landschaft im Stil eines englischen Gartens. Das Fürstenlager war Sommerresidenz der Darmstädter Großherzöge. Vor

dem Herrenhaus steht der mit über 40 Meter wohl höchste Mammutbaum in Europa. Vom Fürstenlager aus könnte das Naturdenkmal „Felsenmeer“ im Lautertal Ziel einer Wanderung sein. Dieses Naturdenkmal wiederum liegt am sogenannten Nibelungensteig, einem zertifizierten Fernwanderweg, der Zwingenberg an der Bergstraße mit Freudenberg am Main und damit die drei Bundesländer Hessen, Baden-Württemberg und Bayern verbindet. Doch der Gast muss von Heppenheim aus

Reisetipp 2

Alle nützlichen Hinweise zu Unterkünften, zu gastronomischen Angeboten, zu Freizeitaktivitäten und Sehenswürdigkeiten gibt die Tourismus-Information der Kreisstadt Heppenheim, Großer Markt 9, 64646 Heppenheim, tourismus@stadt.heppenheim.de und auf www.heppenheim.de unter heppenheim-erleben/tourismus. Hier können auch Info-Material, Stadtplan, Unterkunftsverzeichnis, Altstadtführer und der Weinführer Bergstraße bestellt werden.

Weintrinker sollten nicht auf eine Wanderung durch die Weinberge verzichten. Sehr informativ ist ein 7 Kilometer langer Rundweg durch die verschiedenen Weinlagen mit sehr guten Informationen über den Weinbau, die Rebsorten, Bodenarten und regionale Flora und Fauna. Danach will man die Weine auch probieren. Das kann man ganz in der Nähe, in der Bergsträsser Winzer e.G. im Viniversum, Darmstädter Straße 56. Wie schon im Reisetipp 1 gesagt, bei mir war's der Riesling. www.bergstraesserwinzer.de.

Der Ort hat ein großes Angebot an Hotels und Ferienwohnungen. Wir haben bisher im „bed & breakfast am Maiberg“ von Ulrike Bertsch übernachtet. Ihr Haus hat nur wenige Zimmer, ist inhabergeführt und liebevoll-gemütlich eingerichtet. Es liegt in der Altstadt, ganz ruhig oben auf dem Berg und vor den Zimmern gibt es einen kleinen Hausgarten. Dort tranken wir unser Glas Riesling. www.unterkunft-ammaiberg-heppenheim.de. Auf dieser Startseite findet sich von Martin Buber das Zitat „Alles wirkliche Leben ist Begegnung“.

Unser Autor Bernd Sterzelmaier empfiehlt für Gruppen auch das Haus am Maiberg, www.haus-am-maiberg.de. Auf den Webseiten www.martin-buberhaus.de und www.stolpersteine-heppenheim.de finden sich weitere Informationen zur jüdischen Stadtgeschichte, zu Martin Buber und alle notwendigen Kontaktdaten. bere.



Der Marktplatz mit dem Rathaus von Heppenheim.

© Stadt Heppenheim

nicht in die Ferne schweifen. Das Städtchen verfügt über ein modernes Freibad, eine Freilichtbühne mit 2500 Plätzen sowie über den Kurfürstensaal im Amtshof. Das Saalbau-Kino zeigt aktuelle Filme im Flair eines Lichtspielhauses der fünfziger Jahre.

Das verbindende Element zwischen Bensheim und Heppenheim ist der Wein. Mit 400 Hektar bildet die Hessische Bergstraße das kleinste Anbaugelände Deutschlands. Eine Gebietsweinkönigin wird jährlich im Sommer abwechselnd auf dem Winzerfest in Bensheim oder auf dem Weinmarkt in Heppenheim gekürt. Seit

Juni trägt die Heppenheimerin Caroline Hillenbrand (25) die Krone.

Junge Frauen bilden nicht nur das sympathische Aushängeschild einer lebendigen Weinbauregion. Viele traditionelle Winzerbetriebe werden mittlerweile von gut ausgebildeten Frauen geleitet. Unter ihnen sind Charlotte Freiburger und Caroline Guthier, die sich in den vergangenen Jahren als Weinköniginnen für die Wahl zur Deutschen Weinprinzessin qualifizierten. Welche Bedeutung der Wein als Kulturgut hat, wird auf dem Lehrpfad „Wein und Stein“ erklärt, der am „Vinoversum“ der Winzergenossenschaft beginnt.

Vorzeigewein auf Heppenheimer Gemarkung ist der „Stemmler“, der aus der Riesling-Traube gekeltert wird. In der Lage „Centgericht“ steht der sogenannte Rebmuttergarten, der dem hessischen Staatsweingut als Versuchsbetrieb diente.

Das markante Gebäude mitten in den Weinbergen wird mittlerweile als Vinothek genutzt. Bei einem Glas Wein von der Bergstraße aus den Sonnenuntergang über der Rheinebene zu genießen, gehört zu den romantischen Momenten in einer Region, die Erholung von der Hektik des Alltags bietet, aber auch zu Jüdisch-Reisen einlädt.

Was es heißt, ein Mensch zu sein

Dieses 971 Seiten umfassende Buch ist im guten Sinne ein lesenswertes Werk. Obwohl sein Verfasser, Dominique Bourel, langjähriger Professor für Philosophie und Religionsgeschichte an der Pariser Sorbonne, zwanzig Jahre daran arbeitete, liest es sich mühelos. Es ist eine Biografie des großen Philosophen, Soziologen und Kommentators seiner Zeit Martin Buber (1878–1965).

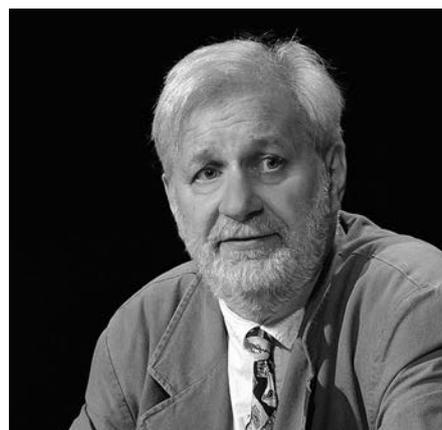
In Wien geboren, wächst Buber zunächst in der großelterlichen Familie in Lemberg auf, bis sein Vater ihn nach zweiter Eheschließung zu sich nimmt. Lemberg ist eine multikulturelle Stadt, in der zehn verschiedene Sprachen zu hören sind, eine Stadt mit Museen, Theatern, Bibliotheken, einer Technischen Hochschule, Universitäten und mehreren Gymnasien. 28 Prozent der Bevölkerung sind jüdisch, vertreten sind der Chassidismus, Haskala, Bundisten und Zionisten.

Martin Bubers Großvater Salomon Buber ist orthodox, aber auch ein aufgeklärter Jude, der mit den Großen seiner Zeit korrespondiert, mit Heinrich Graetz und Leopold Zunz, mit Nachman Sokolow und vielen anderen. Er schreibt Artikel, eine Biografie über Elias Levitas, dem großen Grammatiker der Renaissance, und vieles mehr. Gleichzeitig ist er Geschäftsmann, Getreidehändler und Großgrundbesitzer, der seinem Enkel Martin bis zum 10. Lebensjahr Privatlehrer bezahlt, ihn dann auf das polnische Gymnasium schickt.

Die Vielsprachigkeit und Vielfalt seiner Kindheit und Jugend wird Martin Buber prägen (er spricht und schreibt auf Polnisch, Deutsch, Hebräisch, Italienisch, Französisch und spät auch auf Englisch) und ihn selbst zu einem vielseitig interessierten und interessanten Mann machen. Hannah Arendt wird 1957 über ihn sagen: „Er ist besser als all diese Juden, weil er eine wirkliche Neugier und Lernfähigkeit für die Welt hat.“ Zu diesem Zeitpunkt ist Buber bereits in seinem 80. Lebensjahr.



Mit 18 Jahren kehrt Martin Buber zunächst nach Wien zurück, daran schließen sich die Universitäten in Leipzig, Zürich und Berlin an. In Berlin begegnet er Achad Haam, in Zürich seiner Gefährtin von mehr als 50 Jahren, Paula Winkler. Mit ihr wird er im Jahr 1900 einen Sohn, Rafael, ein Jahr später Tochter Eva haben. Im Jahr 1907 heiratet das Paar.



Dominique Bourel Foto: Sandra Saragoussi

1899 nimmt Martin Buber erstmals am Zionistenkongress teil, dem III., 1929 zum letzten Mal. Dabei spricht er, nicht zum ersten und nicht zum letzten Mal über die „Araberfrage“. Er mahnt: „Hüten wir uns davor, das, was uns fremd und nicht genügend bekannt ist, als das Niedrigere anzusehen und so zu behandeln! Hüten wir uns, das, was uns widerfahren ist, nunmehr selbst zu tun! Gewiss ... ist Selbstbehauptung die selbstverständliche Voraussetzung aller unserer Handlungen; aber sie ist nicht genug; es gehört auch Phantasie dazu: die Fähigkeit, sich die Seele des anderen, des Fremden nach der Wirklichkeit der eigenen vorzustellen.“

Hier klingt ein für Leben und Denken Martin Bubers durchgängiges Motiv durch: Das Dialogische. Dies durchzieht sein ganzes Werk, auch sein Briefwechsel mit mehr als 50.000 Briefen. Davon wurde eine Auswahl in drei Bänden veröffentlicht, Bourel hat aber wesentlich mehr eingesehen. Auch seine Diskussionen mit vielen wichtigen Persönlichkeiten des 20. Jahrhunderts zeugen vom „dialogischen Prinzip“. Im April 1916 zieht Buber mit seiner Familie nach Heppenheim. Hier schreibt er 1923 sein wohl bekanntestes Werk „Ich und Du“ und er beginnt 1925 gemeinsam mit Franz Rosenzweig mit einer Übersetzung der Bibel.

Es ist hier nicht der Ort, in aller Breite oder gar einen vertieften Blick auf Bubers Leben und Werk zu werfen, für das Bourel fünf Teile und 25 Kapitel entfaltet, immer nah am Werk Bubers bleibend. Auch ohne Spezialist zu sein, erkennt der Leser in Buber einen der großen Gestalten des vergangenen Jahrhunderts, auf den der Untertitel des Buches: „Was es heißt, ein Mensch zu sein“ wunderbar passt.

Angela Genger

Dominique Bourel: Martin Buber – Was es heißt, ein Mensch zu sein, 971 S., Gütersloher Verlags-haus, Gütersloh, 2017.

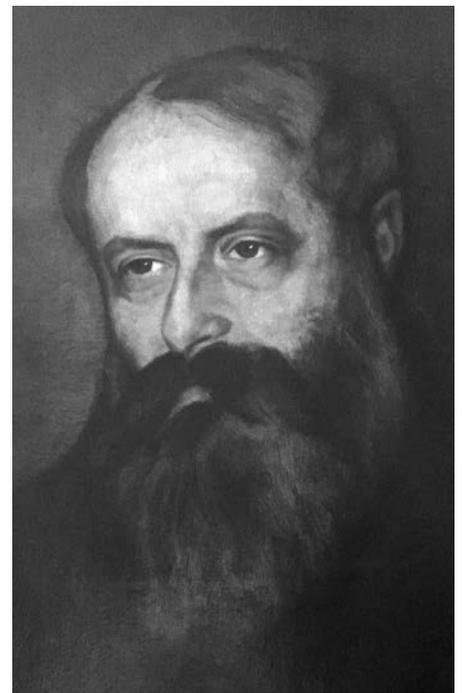
Nachdruck: Heppenheim, ein Philosoph auf dem Lande

... Während dieser Zeit trifft Martin Buber die Entscheidung, die Stadt Berlin, in der seit 1906 wohnt, zu verlassen. Die Familie Buber möchte nicht mehr im Rhythmus der großen Städte leben und lässt sich am 1. April 1916 in Heppenheim nieder, einem südhessischen Städtchen. Mehrere Faktoren haben die Wahl dieser Ortschaft motiviert. Buber hatte ein paar Ruhetage im Odenwald verbracht, und zwei Freunde hatten ihm von dem milden Klima vorgeschwärmt: Hermann (Chaim) Müntz und Theodor Spira. Der erste unterrichtet Mathematik an der Odenwaldschule, in der Nachbarschaft Heppenheims. Der zweite, zunächst Anglist an der Odenwaldschule, dann an der Universität Königsberg und neben Florens Christian Rang und Paul Natorp einer der großen Reformpädagogen, ist einer der wenigen Freunde, die Buber duzt. Heppenheim gehörte damals zum Großherzogtum Hessen-Darmstadt; Ende 1919, nach der Revolution, erhält Hessen die Bezeichnung Volksstaat.

Buber findet in der Werléstraße ein geräumiges Haus mit einem Garten, das er mietet und später kauft; bis 1938 wird er darin wohnen. Die Lokalzeitung meldet die Ankunft der Familie in Heppenheim. Eine der wenigen Attraktionen war damals die Odenwaldschule in dem angrenzenden, heute eingemeindeten Ort Ober-Hambach. Diese Versuchsschule war 1910 von dem großen Pädagogen Paul Geheeb, einem engen Freund Bubers, gegründet worden, dessen Frau Edith geb. Cassirer (1885–1982) aus dem jüdischen Berliner Patriziat stammt. Nachdem er an den Schulgründungen der reformpädagogischen Bewegung beteiligt war (Ilsenburg, Haubinda, Wickersdorf), ist Geheeb die Seele einer Institution, die auf dem Prinzip der Koedukation gründet und von der einige ihrer Absolventen heute sehr be-

kannt sind. Buber versäumt es nicht, sie während seiner Tagungen zur Pädagogik zu besuchen und dort in zwangloser Form Gespräche zu führen; in dieser Schule wird ihn zum Beispiel der junge Raymond Klibansky (1905–2005) zum ersten Mal sehen. Das Verzeichnis der Schüler, die dieses Internat besucht haben, ist gleichsam ein Adelsregister der geistigen Welt Europas. Die Stadt selbst ist sehr alt (die erste Erwähnung datiert von 755), die jüdische Gemeinde sehr klein: Um 1700 zählt man kaum ein Dutzend Juden unter 1.700 Einwohnern. Als 1900 die Synagoge erbaut wurde (die während des Pogroms vom 9. und 10. November 1938 in Brand gesteckt wird), gab es in Heppenheim unter 6.000 Einwohnern 111 Juden, die in die ländliche Welt Hessens vollständig integriert waren. Die Stadt ist mehrheitlich katholisch, die Ansiedlung von Protestanten ist relativ neu, trotz der Präsenz von Hugenotten seit dem siebzehnten Jahrhundert.

Buber nimmt wenig am Leben dieser kleinen jüdischen Gemeinde teil, die Mühe hat, ein minyan (das Quorum von zehn Männern, die für das Gebet in der Öffentlichkeit erforderlich sind) sicherzustellen, selbst zu Jom Kippur. Er wird, zumindest bis 1933, das Leben eines Patriarchen führen, so wie er es sich wünschte: Seine Frau wird von dem italienischen Dienstmädchen unterstützt; seine Enkelinnen Barbara und Judith werden nach der Trennung ihrer Eltern, Rafael und Margarete, ab 1928 bei ihm wohnen. Ein Arbeitszimmer für seine vielfältigen Aktivitäten, Tausende von Büchern und zwei kleine Kinder finden also ihren Platz in diesem schönen zweigeschossigen Haus. In Heppenheim wird er seine Tagungen zur Pädagogik organisieren und dabei von dem altehrwürdigen Hotel Halber Mond profitieren, das aus dem siebzehn-



Martin Buber, Gemälde von August Rumm, 1928.

ten Jahrhundert stammt und in dem Katharina II. abgestiegen sein soll. Heppenheim an der Bergstraße – „dort, wo Deutschland Italien wird“, wie Joseph II. angeblich gesagt hat – liegt nicht weit von Heidelberg entfernt, wo unter anderem Lukács lebt, den er bei Gelegenheit wiederzusehen hofft, und Max Weber. Eine Anekdote ist erhellend. Ein Reisender, in Heppenheim angekommen, fragt am Bahnhof nach dem Haus Martin Bubers. Der Bahnbeamte fragt zurück: „Buber, Prof. Buber, ist das der kleine Mann mit dem Bart, der denkt, wenn er geht?“

Nachgedruckt aus der neuen Buber-Biografie „Martin Buber – Was es heißt, ein Mensch zu sein“ von Dominique Bourel, Gütersloher Verlagshaus, 2017, mit freundlicher Genehmigung des Verlages.



Das Martin-Buber-Haus in der Werléstraße.

Foto: MBR



Das Arbeitszimmer von Martin Buber.

Foto: MBR

Jüdisches Heppenheim

In einem Dokument des Mainzer Erzbischofs aus dem Jahre 1318 werden erstmals Juden erwähnt. Außerdem sind in Frankfurter Gerichtsbüchern zwei Rechtsvorgänge aus den Jahren 1333 und 1341 für den Juden Jacob von Heppenheim eingetragen.

In einem Vertrag von 1715 wird die Errichtung einer Mikwe geregelt.

1782 Erwähnung einer „Hausschul“.

1811 Erste Synagoge in der Kleinen Bach, im Erdgeschoss Lehrerwohnung und Schulraum, im Obergeschoss der Gebetsraum mit Platz für etwa 60 Personen im Jahre 1850. Bald ist dieser Raum für die wachsende Gemeinde zu klein.

Am 10. Oktober 1900 eröffnet die Jüdische Gemeinde am Starkenburgweg eine vom Architekten Prof. Heinrich Metzendorf erbaute neue Synagoge mit 180 Plätzen. Finanziert wird der Neubau durch die nach England ausgewanderten Gebrüder Hirsch. Der Stiftungsvertrag von 1897 erklärt dazu: „Um der Liebe zu ihrer Heimat einen dauernden Ausdruck zu verleihen und zum ehrenden Gedenken an ihre Eltern und Großeltern lassen die Herren Hirsch auf ihre Kosten eine Synagoge in Heppenheim bauen.“

Die Synagoge wird in der Pogromnacht 9./10. November 1938 zerstört. Heute er-



innert eine Gedenktafel am Starkenburgweg an die Gemeinde und Synagoge. Deportation der noch verbliebenen Heppenheimer Juden im März 1942 in ein Vernichtungslager in Polen. Seitdem gibt es keine Jüdische Gemeinde mehr im Ort. Der jüdische Kaufmann Wilhelm Mainzer und seine Söhne Berthold und Jakob eröffnen 1907 ein von Heinrich Metzendorf

erbautes neues Kaufhaus in der heutigen Fußgängerzone Friedrichstraße. Die Stadt Heppenheim erwirbt das denkmalgeschützte Gebäude 2015 und saniert es zurzeit. Mit der städtischen Musikschule und Ämtern der Stadtverwaltung soll der historische Bau noch Ende dieses Jahres eröffnet werden.

Martin Buber zieht 1916 mit seiner Familie nach Heppenheim in ein Haus in der Werléstraße. Im heutigen Martin-Buber-Haus hat der Internationale Rat der Christen und Juden (ICCJ) seit 1979 seinen Hauptsitz. Eine Gedenktafel erinnert an den früheren Bewohner:

„Hier lebte in den Jahren 1916–1938 / der große jüdische Religionsphilosoph / Martin Buber / geboren: Wien 8.2.1878 / verstorben: Jerusalem 13.6.1965 / Vom Ungeist jener Zeit verfolgt / verließ er Deutschland im Jahre 1938.“

Martin Bubers Leben und Werk, auch die Geschichte des Hauses, sind zentrale Themen der Regionalen Bildungsarbeit im Martin-Buber-Haus, betreut von der Bildungsreferentin Birgit Meurer. Besuche und Führungen sind nach Absprache möglich.

Die Haupt- und Realschule des Kreises Bergstraße erhält am 20. Januar 1979 den Namen „Martin-Buber-Schule“.

Der im April 2013 gegründete Verein „Stolpersteine Heppenheim“ verlegt im November 2014 die ersten sieben Steine für Familie Sundheimer in der Lehrstraße 3.

bere.

Die hiesigen Einwohner werden freundlichst ersucht, aus Anlaß der Feierlichkeiten bei Einweihung der Synagoge dahier am Mittwoch, den 10. d. Mts. ihre Häuser zu schmücken und zu flaggen. Heppenheim, den 8. Oktober 1900. Großh. Bürgermeisterl. Heppenheim. Söhn.

Judith Buber Agassi

Am 15. Juli 2018 verstarb die Heppenheimer Ehrenbürgerin Prof. Judith Buber Agassi im Alter von 94 Jahren. Der Bürgermeister der Kreisstadt an der Bergstraße, Rainer Burelbach, würdigte die Verstorbene als eine Dialogpartnerin, die über die Abgründe der deutsch-jüdischen Geschichte hinweg ganz im Sinne ihres Großvaters Martin Buber Gespräche geführt und die Begegnung gesucht habe. „Heppenheim verliert mit Judith Buber Agassi eine hoch geschätzte Botschafterin, deren Offenheit und Engagement nicht zu ersetzen ist.“

Judith Buber wurde 1924 im Haus der Großeltern in der Heppenheimer Werléstraße geboren. Nach der Scheidung der Eltern 1929 lebte sie dort mit ihrer älteren Schwester Barbara bis zur Emigration. Ihre Großeltern, der Religionsphilosoph und Gelehrte Martin Buber und dessen Ehefrau Paula, mussten Deutschland

1938 unter dem Druck der nationalsozialistischen Judenverfolgung verlassen. Nach dem Studium an der Hebräischen Universität in Jerusalem und der London School of Economics erwarb Judith Buber 1960 den Doktorgrad in Politikwissenschaft. Ihre akademische Laufbahn führte sie an renommierte Universitäten in Israel, England, den USA, Hong Kong und Deutschland. Während all der Jahre blieb sie in Kontakt zu Menschen in ihrer Geburtsstadt Heppenheim, mit denen sie schon während ihrer Schulzeit Freundschaft geschlossen hatte. In ihrem Geburtshaus war sie immer wieder auf Einladung des Internationalen Rats der Christen und Juden als Referentin und Zeitzeugin zu Gast. Im Jahr 2004, zu ihrem 80. Geburtstag, verlieh die Kreisstadt Heppenheim Judith Buber Agassi durch Beschluss der Stadtverordnetenversammlung die Ehrenbürgerwürde.

Judith Buber Agassi war seit 1949 mit dem Philosophen Prof. Joseph Agassi verheiratet. Sie lebten zuletzt in Herzlia, Israel.



Judith Buber Agassi stellt 2008 eine Neuausgabe ihres Romans „Muckensturm“ vor.

Foto: Stadt Heppenheim

<p style="text-align: center;">SCHANA TOWA</p> <p style="text-align: center;">Zu Rosch Haschana 5779 wünschen wir allen unseren Mitgliedern, Freunden und Bekannten im In- und Ausland ein erfolgreiches und glückliches neues Jahr.</p> <p style="text-align: center;">Jüdische Gemeinde Regensburg</p>	<p style="text-align: center;">Der Landesausschussvorsitzende der Jüdischen Gemeinden in Bayern wünscht allen Gemeinden und deren Mitgliedern ein friedliches, frohes und gesundes neues Jahr.</p> <p style="text-align: center;">לשנה טובה תכתבו</p> <p style="text-align: center;">David Kapzan</p>
<p style="text-align: center;">Allen unseren Mitgliedern und allen Juden in Bayern und der ganzen Welt wünschen wir ein gesegnetes neues Jahr 5779.</p> <p style="text-align: center;">Israelitische Kultusgemeinde Augsburg</p>	<p style="text-align: center;">Alles Gute zum neuen Jahr 5779 den jüdischen Gemeinden in Deutschland, dem Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern und dem Zentralrat wünscht</p> <p style="text-align: center;">Israelitische Kultusgemeinde Bamberg K.d.ö.R.</p>
<p style="text-align: center;">Allen unseren Mitgliedern und allen Juden in Bayern und der ganzen Welt wünschen wir ein gesegnetes neues Jahr.</p> <p style="text-align: center;">Israelitische Kultusgemeinde Bayreuth</p>	<p style="text-align: center;">Allen unseren Mitgliedern sowie den Mitgliedern unserer Nachbargemeinden und allen Verwandten, Freunden und Bekannten im In- und Ausland wünschen wir ein glückliches neues Jahr.</p> <p style="text-align: center;">Israelitische Kultusgemeinde Straubing</p>
<div style="display: flex; align-items: center; justify-content: center;">  <div style="text-align: left;"> <p>Schanah Towa 5779</p> <p>Die besten Wünsche zum Neujahr an alle Mitglieder und alle, die uns kennen, mit uns zusammenarbeiten und uns mögen.</p> <p>Der Vorstand</p> </div> <div style="margin-left: 20px;"> <p>Jüdische Gemeinde Weiden</p> </div> </div>	<p style="text-align: center;">Die Israelitische Gemeinde Würzburg</p> <p style="text-align: center;">übermittelt allen ihren Mitgliedern, Freunden und Bekannten die besten Neujahrswünsche!</p>
<p style="text-align: center;">Allen unseren Mitgliedern sowie den Mitgliedern unserer Nachbargemeinden, Freunden und Bekannten wünschen wir Glück und Frieden zum neuen Jahr.</p> <p style="text-align: center;">Israelitische Kultusgemeinde Amberg Vorstand IKG Amberg Ignaz Berger, Alexander Iolowitsch, Rabbiner Elias Dray</p>	<p style="text-align: center;">SCHANA TOWA</p> <p style="text-align: center;">wünschen wir allen unseren Gemeinden, dem Landesverband und allen Freunden und Gönnern unserer Gemeinde.</p> <p style="text-align: center;">Israelitische Kultusgemeinde Erlangen</p>

<p>Wir wünschen allen Gemeindemitgliedern, Freunden und Bekannten ein gesundes, gutes und süßes neues Jahr 5779.</p> <p>שנה טובה ומתוקה</p> <p>Vorstand der Israelitischen Kultusgemeinde Hof Dr. Jakob Gonczarowski 1. Vorsitzender</p>	<p>Statt Karten</p> <p>Die Israelitische Kultusgemeinde Fürth wünscht dem Zentralrat, dem Landesverband, den jüdischen Gemeinden in Deutschland und unseren Mitgliedern ein gesegnetes, friedliches und gesundes Jahr 5779.</p> <p>לשנה טובה תכתבו ותחתמו</p>
<p>Allen Freunden und Bekannten wünschen wir ein gesundes neues Jahr!</p> <p>לשנה טובה תכתבו</p> <p>Ilse Ruth Snopkowski Familie Dr. Peter Snopkowski Familie Dr. Jona Snopkowski-Bigagli</p>	<p>Allen unseren Verwandten, Freunden und Bekannten übermitteln wir auf diesem Wege zum neuen Jahr unsere herzlichsten Glück- und Segenswünsche.</p> <p>Familie Karin und Bernhard Offman</p>
<p>לשנה טובה תכתבו</p> <p>Allen Verwandten, Freunden und Bekannten im In- und Ausland die besten Glück- und Segenswünsche zum neuen Jahr 5779.</p> <p>Familie Michael Trüger Regensburg</p>	<p>Die »Gesellschaft zur Förderung jüdischer Kultur und Tradition e.V.«</p> <p>wünscht allen Mitgliedern und Freunden im In- und Ausland ein gesundes neues Jahr!</p> <p>לשנה טובה תכתבו</p>
<p>Ein gesundes und glückliches neues Jahr 5779 wünschen Ihnen</p> <p>die Mitarbeiter des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern KdÖR</p>	<p>Zum neuen Jahr allen Freunden, Verwandten und Bekanntem die herzlichsten Glückwünsche „LESCHANAH TOVA TIKATEVU – möget ihr eingeschrieben werden für ein gutes Jahr“</p> <p>Familie Mazo, Augsburg</p>
<p>Allen Freunden und Bekannten wünschen wir ein frohes und glückliches neues Jahr.</p> <p>Familie Cella Pilla</p>	<p>Statt Karten</p> <p>Zu den Hohen Feiertagen entbieten wir allen unseren Verwandten, Freunden und Bekannten die besten Glück- und Segenswünsche!</p> <p>Felix Gothart, Bayreuth</p>

<p>Allen Freunden und Bekannten die herzlichsten Wünsche zum neuen Jahr.</p> <p>Edith Kuszner, München</p>	<p>Wir wünschen dem Vorstand und den Mitgliedern der Jüdischen Gemeinde Regensburg sowie allen Bekannten ein frohes und gesundes neues Jahr.</p> <p><i>Schana towa, tikotewu w'tichoteimu</i></p> <p>Familie Soroka Regensburg</p>
<p>Wir wünschen allen unseren Freunden, Verwandten und Bekannten ein gutes und gesundes neues Jahr.</p> <p>Le'Schana Towa Tikatewu We'Techatemu</p> <p>Familie Wladimir Barsky, Regensburg</p>	<p>Allen Freunden und Bekannten entbiete ich zu den Hohen Feiertagen meine herzlichsten Wünsche für ein gesundes neues Jahr!</p> <p>RA Uri Siegel</p>
<p>Allen Freunden, Verwandten und Bekannten wünsche ich ein frohes und gesundes Jahr.</p> <p><i>Schana towa, tikotewu w'tichoteimu</i></p> <p>Paulette Citronenbaum, Regensburg</p>	<p>Allen Freunden und Bekannten wünschen wir ein gesundes neues Jahr!</p> <p>לשנה טובה תכתבו</p> <p>Rabbiner Joel Berger und Familie Stuttgart – Antwerpen – Berlin</p>
<p>Allen Freunden, Verwandten und Bekannten wünschen wir ein frohes und gesundes Jahr.</p> <p><i>Schana towa, tikotewu w'tichoteimu</i></p> <p>Jakov Denyssenko, Regensburg</p>	<p>Wir wünschen allen unseren Freunden, Verwandten und Bekannten ein gutes und gesundes neues Jahr.</p> <p><i>Schana towa, tikotewu w'tichoteimu</i></p> <p>Genia Danziger und Familie David Danziger mit Cela Feinstein Regensburg</p>
<p>Allen unseren Freunden und Bekannten wünschen wir ein gesundes und glückliches neues Jahr!</p> <p>Luba Silberstein und Familie</p>	<p>Wir wünschen allen unseren Freunden, Verwandten und Bekannten ein gutes und gesundes neues Jahr.</p> <p><i>Schana towa, tikotewu w'tichoteimu</i></p> <p>Familie Kuzenko, Regensburg</p>

<p>Allen unseren Verwandten, Freunden und Bekannten im In- und Ausland senden wir auf diesem Wege unsere herzlichsten Glück- und Segenswünsche zum neuen Jahr!</p> <p>לשנה טובה תכתבו</p> <p>Familie Dr. Josef und Jutta Schuster</p>	<p>Statt Karten übermitteln wir auf diesem Wege allen Verwandten, Freunden und Bekannten zum neuen Jahr unsere herzlichsten Glückwünsche.</p> <p>Familie Daniel und Dorothea Krochmalnik</p> <p>שנה טובה ושלו</p>
<p>Anlässlich des Neujahrsfestes allen Verwandten, Bekannten und Freunden alles Gute.</p> <p>Familie Steinberg, München</p>	<p>Statt Karten Zu den Hohen Feiertagen entbieten wir allen unseren Verwandten, Freunden und Bekannten die besten Glück- und Segenswünsche!</p> <p>Familie Hanna Zisler</p>
<p>Allen Freunden, Verwandten und Bekannten wünschen wir ein frohes und gesundes Jahr.</p> <p><i>Schana towa, tikotewu w'tichoteimu</i></p> <p>Rachela Schwerdt</p>	<p>Zum neuen Jahr senden wir allen Freunden und Bekannten im In- und Ausland die herzlichsten Glückwünsche!</p> <p>Schana towa!</p> <p>Familie Brenner, Weiden</p>
<p>לשנה טובה ותחתמו תזכו לשנים רבות טובות ונעימות</p> <p>Allen unseren Freunden im In- und Ausland möchten wir auf diesem Wege unsere besten Wünsche anlässlich Rosch Haschana 5779 zum Ausdruck bringen.</p> <p>Familie Dr. Asher Khasani</p>	<p>Statt Karten Allen Verwandten, Freunden und Bekannten im In- und Ausland entbieten wir auf diesem Wege die besten Glück- und Segenswünsche zum neuen Jahr!</p> <p>לשנה טובה תכתבו</p> <p>Familien Ignaz Berger, Michael Berger und Elias Dray, Amberg</p>
<p>Allen Freunden und Bekannten entbieten wir die herzlichsten Wünsche zu den Hohen Feiertagen und für ein gesundes neues Jahr!</p> <p>Oded Baumann, Würzburg</p>	<p>Wir wünschen unseren Autoren und Lesern, unserem Landesverband und allen Gemeinden ein gesundes und glückliches neues Jahr.</p> <p>Redaktion und Druckerei JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN</p>

Redeauszug des Zentralrats-Präsidenten und Präsidenten des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern, Dr. Josef Schuster, zum Gedenken an Israel Offman sel. A., 30. Mai 2018, Israelitische Kultusgemeinde Straubing

Wir haben Israel Offman verloren und wir trauern um ihn: seine Familie, seine Gemeinde Straubing, seine Freunde und auch ich. Wir trauern um einen Mann, der in den 92 Jahren seines Lebens die Tragödie des jüdischen Volkes, aber auch seinen Optimismus, seine Lebensfreude und seine Energie verkörperte wie die wenigen Menschen, die die Schoa überlebt haben. Geboren am 20. Juli 1925 kam Israel Offman als jüngstes von sieben Kindern im polnischen Tschenstochau zur Welt. Seine Kindheit und Jugend währte nur 14 Jahre. Dann zwangen die Nazis die Familie ins Ghetto und anderthalb Jahre später wurden alle etwa 45.000 Menschen in Konzentrationslager deportiert. Beim Abtransport wurde er von den Eltern getrennt und er sollte sie nie wieder sehen ... Wenige Wochen im KZ Dachau wurde er im Februar 1945 bei eisigen Temperaturen im offenen Viehwagen nach Plattling deportiert ... Amerikanische Soldaten fanden den bis auf 29 Kilo abgemagerten 19-jährigen Jungen. Sie hielten ihn für tot ... Er muss kaum genesen gewesen sein, als er nach Palästina ging und dort 1948 für Israels Unabhängigkeit kämpfte.

1950 kehrte er nach Straubing zurück und begegnete seiner späteren Frau Inge. Über die Beziehung zwischen dem Juden und der Katholikin wurde in Straubing nicht wenig getratscht, aber das junge Paar setzte sich souverän darüber hinweg. Inge konvertierte und wurde Jüdin. 1955 heirateten sie und bekamen vier Kinder ...

Seit den 1980er Jahren widmete er der Israelitischen Kultusgemeinde Straubing mit der für ihn typischen Energie als Gemeindevorsitzender seine ganze Kraft. Mir wurde erzählt, dass er bei den ersten Verhandlungen zum Abschluss eines Staatsvertrages wegen des schleppenden Fortgangs so in Rage geriet, dass er den Schlüsselbund der Synagoge auf den Tisch knallte und dem Ministerpräsidenten – oder war es eine andere hochrangige Persönlichkeit? – empfahl: „Hier, kümmern Sie sich um die Synagoge!“ Bei der Finanzierung für die Sanierung und damit den Erhalt der Straubinger Synagoge war er ebenso die treibende Kraft wie für die täglichen Aufgaben eines Gemeindevorsitzenden. Ich denke, es ist nicht übertrieben zu sagen, dass er

das Herz und die Seele seiner Straubinger Gemeinde war. Er war viele Jahre Mitglied im Präsidium des Landesverbandes und des Direktoriums des Zentralrats ... An Israel Offman habe ich viele Erinnerungen. Er war mit meinen Eltern befreundet und ich habe ihn häufig in meinem Elternhaus getroffen. Als ich 2002 zum Präsidenten des Landesverbandes der Israelitischen Gemeinden gewählt wurde, war er einer der ersten, die mir mit ehrlicher Freude zu diesem Amt gratulierte. Trotz seines hohen Alters ließ er es sich nicht nehmen, weiterhin die Geschicke seiner Gemeinde als Vorsitzender zu leiten, die von ehemals 60 Mitgliedern in den achtziger Jahren auf inzwischen mehr als 900 Mitgliedern angewachsen ist. Seine Tochter Hanna Zisler war als Geschäftsführerin der Gemeinde dabei seine rechte Hand. Und seine Schwiegertochter, das möchte ich nicht unerwähnt lassen, ist die Geschäftsführerin des Landesverbandes. Mit Israel Offman haben wir eine bedeutende Persönlichkeit verloren. Für diejenigen aber, die ihn gekannt und geliebt haben, ist ein Freund gegangen. Aber als Freund wird er in unseren Herzen weiter leben.



Die Israelitische Kultusgemeinde Straubing trauert um

**Herrn
Israel Offman sel. A.**

**Träger des bayerischen Verdienstordens
Träger des Bundesverdienstkreuzes 1. Klasse
Empfänger des Ehrenbriefes der Stadt Passau**

Herr Offman war über lange Jahre Vorsitzender der Israelitischen Kultusgemeinde Straubing, Mitglied im Direktorium des Zentralrats der Juden in Deutschland und im Präsidium des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern.

Mit großem Engagement widmete er sich dem christlich-jüdischen Dialog und verschiedenen sozialen Hilfsorganisationen.

Mit Herrn Offman verliert die jüdische Gemeinde nicht nur Ihren Vorsitzenden, sondern auch die Seele der Gemeinde.

Unser tiefstes Mitgefühl gehört seinen Angehörigen. Wir werden Herrn Israel Offman immer in Ehren gedenken.

Israel Offman sel. A.

Der Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern K.d.ö.R. trauert um das langjährige Mitglied des Direktoriums des Zentralrats der Juden in Deutschland und des Präsidiums des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern sowie Vorsitzenden der Israelitischen Kultusgemeinde Straubing.

Sein jahrelanger Einsatz in den Gremien unseres Verbandes und sein außergewöhnliches persönliches Engagement für die Israelitische Kultusgemeinde Straubing werden uns unvergessen bleiben.

Mit Respekt und Anerkennung haben wir uns vor seinem Grab verbeugt. Möge seine Seele eingebunden sein in das Bündel des ewigen Lebens.

Dr. Josef Schuster
Präsident

Neuer Antisemitismus-Beauftragter

Bayerns Ministerpräsident Dr. Markus Söder hat am 14. Mai 2018 gemeinsam mit dem Präsidenten des Zentralrates und des Landesverbandes der Israelitischen Gemeinden in Bayern Dr. Josef Schuster, der Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern Charlotte Knobloch und der Generalkonsulin des Staates Israel Sandra Simovich den neuen „Beauftragten für jüdisches Leben und gegen Antisemitismus, für Erinnerungsarbeit und geschichtliches Erbe“ Staatsminister a. D. Dr. Ludwig Spaenle mit seiner Aufgabe und Funktion in der Bayerischen Staatskanzlei vorgestellt. Damit hat der Freistaat, nach dem Bund und anderen Bundesländern, einen eigen-

en Antisemitismus-Beauftragten. Der Landesverband sieht in der Berufung eines Beauftragten für jüdisches Leben und gegen Antisemitismus ein überaus wichtiges Signal. Damit zeigt die bayerische Staatsregierung, dass sie dem wachsenden Antisemitismus in unserem Land nicht einfach tatenlos zusehen will. Der neue Beauftragte wird sich nachhaltig für die Bekämpfung des Antisemitismus in all seinen Erscheinungsformen einsetzen.

„Mit Staatsminister a. D. Dr. Ludwig Spaenle wurde dafür eine Persönlichkeit gewonnen, die bereits das Vertrauen der Jüdischen Gemeinden Bayerns genießt.

Schon als Kultusminister hat sich Dr. Spaenle mit großem Engagement für unsere Belange eingesetzt“, erklärte Dr. Schuster. „Seinem Einsatz verdanken wir auch das Olympia-Denkmal in München.“ Die Einrichtung des neuen Amtes sei ein wichtiger Schritt für die Dokumentierung und Bekämpfung des Antisemitismus. „Wir sind zuversichtlich, dass Dr. Spaenle beherzt und zugleich klug klare Linien gegen Antisemitismus ziehen wird. Unsere bayerischen Gemeinden werden ihn bei seiner Arbeit unterstützen. Ich freue mich auf die Zusammenarbeit mit ihm und wünsche ihm viel Erfolg für die neue Aufgabe“, sagte Schuster.

bere.

Grußwort zu Rosch Haschana



Zum Beginn des Jahres 5779 möchte ich allen Mitgliedern der Israelitischen Kultusgemeinde in Bayern sowie allen ihren Freunden ein gutes und glückliches neues Jahr wünschen.

Ich möchte die Gelegenheit nützen, mich in meiner Funktion als „Beauftragter der Bayerischen Staatsregierung für jüdisches Leben und gegen

Antisemitismus, für Erinnerungskultur und geschichtliches Erbe“ vorzustellen. Die Errichtung dieses Amtes zeigt den Willen der Staatsregierung, gerade in einer Zeit des zunehmenden Antisemitismus ein Zeichen zu setzen. Ein Zeichen der Wertschätzung unserer jüdischen Bürger und ihres Beitrages in Kultur und Politik, in Wirtschaft und Sport, in allen gesellschaftlichen Bereichen. Ein Zeichen auch dafür, dass die Staatsregierung Antisemitismus in all seinen Formen in geeigneter Weise und mit allen ihr zur

Verfügung stehenden Mitteln bekämpfen will.

Ich möchte die Aufgaben dieses neuen Amtes in engem Kontakt mit Ihnen und den von Ihnen gewählten Vertretern der IKG angehen und bitte dabei um Ihre Unterstützung.

Ich wünsche allen ein gutes neues Jahr.

Dr. Ludwig Spaenle

Beauftragter der Bayerischen Staatsregierung für jüdisches Leben und gegen Antisemitismus, für Erinnerungskultur und geschichtliches Erbe

Geschichtskultur

„In Bayern haben wir aufgrund des Artikels 131 in der Bayerischen Verfassung eine besondere Verpflichtung, unsere Schülerinnen und Schüler im Geiste der Demokratie zu erziehen. Politisch-historische Bildung hat daher an unseren Schulen einen hohen Stellenwert“, betonte Kultusminister Bernd Sibler Anfang Juli zur Diskussion um die gegenwärtige Geschichtskultur.

„Mir ist wichtig, unseren jungen Menschen, gerade in Zeiten von Fake News und extremistischer Stimmungsmache, ein reflektiertes Geschichtsbewusstsein zu vermitteln. Sie sollen die Bedeutung historischer Phänomene und Entwicklungen für unsere heutige Zeit erkennen und aktiv und verantwortungsbewusst an der gegenwärtigen Geschichtskultur mitwirken. Unsere Lehrerinnen und Lehrer leisten hier einen wertvollen Beitrag.“

Politische Bildung und Demokratie- und Werteerziehung sind als fächerübergreifende Bildungsziele an allen Schularten in Bayern Querschnittsaufgabe und Grundprinzip jeder pädagogischen Arbeit – bereits ab der Grundschule. Unterstützung und Impulse erhalten die Lehrerinnen und Lehrer unter anderem durch das im



Kultusminister Bernd Sibler © StMUK

Herbst 2017 neu veröffentlichte „Gesamtkonzept für die politische Bildung an bayerischen Schulen“.

Über die konkrete Unterrichtsgestaltung hinaus, insbesondere in den Leitfächern der politischen Bildung – zu denen Sozialkunde, Geschichte, Geographie sowie Wirtschaft und Recht gehören – gibt es zahlreiche und vielfältige Möglichkeiten

für Schulen, geschichtliche Ereignisse vertieft zu behandeln oder aktuelle gesellschaftspolitische Themen aufzugreifen, z.B. durch den Besuch von Gedenkstätten oder die Veranstaltung von Gedenktagen. Zudem hat Minister Sibler, selbst ausgebildeter Geschichtslehrer, eine breit angelegte Werte-Initiative angekündigt.

Die politisch-historische Bildung ist eng mit der Demokratie- und Werteerziehung verbunden und findet sowohl im Unterricht als auch im schulischen Leben täglich an den bayerischen Schulen statt. „Unsere jungen Menschen sollen demokratische Spielregeln und Verhaltensweisen im Unterricht kennenlernen und auch die Möglichkeit erhalten, sie einzuüben – zum Beispiel als Klassensprecher oder in der SMV. Und auch übergeordnet ist mir die Mitwirkung unserer Schülergremien ein wichtiges Anliegen. Deswegen treffe ich mich regelmäßig mit ihren Vertretern und beziehe den Landesschülerrat in Entscheidungen mit ein.“ Sibler lobte das Engagement der Schülerinnen und Schüler, das neben der Beteiligung an Schülergremien auch bei Projekten wie „Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage“ deutlich wird.

pmb.

Bamberg

Pessach

Zum diesjährigen Pessach kamen zahlreiche Gemeindeglieder, Angehörige und Gäste in die Gemeinde, um gemeinsam den Auszug der Israeliten aus Ägypten zu feiern. Zunächst begaben wir uns in die Synagoge, wo Rabbiner Salomon Almekias-Siegl uns durch den Abendgottesdienst zu Erew Pessach geleitete. Dann kamen wir im feierlich dekorierten Gemeindesaal zusammen und erfuhren vom Rabbiner viel Interessantes über die Bedeutung des Pessach-Festes und der rituellen Speisen. Auch die Kinder kamen auf ihre Kosten an diesem Abend beim Suchen des Afikoman und sie trugen das traditionelle „Ma Nischtana“ vor. Gemeinsam wurde die Haggada gelesen, um allen Anwesenden die Geschichte des Auszugs aus Ägypten zu vergegenwärtigen. Im Anschluss begann das Festmahl. Das Essen war sehr schmackhaft und reichhaltig. In entspannter, gelöster Atmosphäre saßen die Feiernden noch bis in die späten Abendstunden beisammen und unterhielten sich angeregt. Zum feierlichen Ausklang wurden später im kleineren Kreis stimmungsvolle und inspirierende Lieder wie „Echad mi jodea“ (Eins, wer weiß es) und „Chad Gadja“ (Ein Lämmchen) aus der Haggada gesungen. Dieser schöne, fröhliche und lehrreiche Abend wird uns allen noch lange in guter Erinnerung bleiben.

Swetlana Fork

Jugendarbeit in der IKG

In der Jugendgruppe lernten die Kinder und Jugendlichen in den letzten Monaten viel über Bedeutungen und Rituale rund um die drei bedeutsamen Feste der Omer-Zeit: Pessach, Lag BaOmer und Schawuot. So wurde zu Pessach in der Jugendgrup-

pe ein Sedermahl veranstaltet. Auch Lag BaOmer, welches eng mit der jüdischen Mystik, der Kabbala, verbunden ist, wurde in der Jugendgruppe thematisiert. Als wir über Schawuot sprachen, besuchten wir mit dem pädagogischen Leiter Felix Lehle die Synagoge, wo er mit den Kindern den Anlass des Festes erörterte: den Empfang der Tora und der zehn Gebote auf dem Berg Sinai. Wir erfuhren, dass die Bimah in der Synagoge den Berg Sinai symbolisiert. Darüber hinaus wurde uns gezeigt, wo sich in der Synagoge die Gesetzestafeln befinden und die Kinder und Jugendlichen bestaunten die reich verzierten Tora-Rollen.

Im Mai bewegte die Jugendgruppe in erster Linie eines: das Kunstprojekt, in dem insbesondere die Erzählungen zu Schawuot und Pessach von den Kindern und Jugendlichen kreativ verarbeitet wurden. Zunächst fertigten sie erste Skizzen an und dann wurden diese mit Acrylfarben auf Leinwände übertragen. Die Geschichten der Tora sollten den Kindern und Jugendlichen dabei als Inspiration für ihre Bilder dienen und beim Malen wurden sie tatkräftig von Svetlana Voloshko unterstützt. Was in diesen Stunden entstand, kann in der Galerie der Gemeinde bewundert werden. Die farbenfrohen und fantasievollen Bilder erzählen von biblischen Geschichten, davon, wie Mose in einem Körbchen im Fluss ausgesetzt wurde, von den zehn schrecklichen Plagen, dem brennenden Dornbusch und vom Leben der Israeliten in Ägypten. In den Bildern kommt deutlich zum Vorschein, mit wie viel Freude und Kreativität die Kinder und Jugendlichen ihre Ideen künstlerisch zum Ausdruck brachten.

Auch musikalisch wurde die Jugendgruppe im Mai anlässlich Schawuot aktiv. Begleitet von Anna Faerman am Klavier wurde das fröhliche Lied „Ki Mi Zion“



einstudiert, um es zum Schawuot-Fest in der Gemeinde aufzuführen. Passend zu der mit Sträuchern dekorierten Synagoge trugen auch die Kinder und Jugendlichen beim Auftritt hübsche Blumenkränze im Haar, und besonders den Jüngeren unter ihnen bereitete das Singen sichtlich große Freude.

Im Juni wurden von mir zwei Gruppendiskussionen mit den Jugendlichen geführt. Da ich mich in meiner psychologischen Masterarbeit vor allem mit religiösem Lernen in der Jugendgruppe auseinandersetze, interessierte mich dabei in erster Linie, wie die Jugendlichen selber über das Judentum denken und wie sie die Jugendgruppe wahrnehmen. Die Jugendlichen und jungen Erwachsenen nahmen sehr engagiert an der Diskussion teil und erzählten mir danach, es sei interessant gewesen, sich über diese Themen auszutauschen. Wir besprachen in diesem Rahmen insbesondere die verschiedenen individuellen Bedeutungen, die das Jüdisch-Sein für sie hat, welche konkrete Rolle dies in ihrem Alltag spielt und was sie dazu bewegt, die Gemeinde und speziell die Jugendgruppe zu besuchen. Ich danke allen Jugendlichen, die an den Diskussionen teilnahmen, für ihr Engagement und ihre Offenheit.

Swetlana Fork, Studentin der Universität Bamberg



Seder-Abend in der Gemeinde Bamberg.



Jom Haazmaut am 19. April 2018.

Blick in die Zukunft

Ich freue mich immer wieder, unsere Gemeinde für unsere Mitglieder, Familienangehörigen, aber auch für Gäste von außerhalb attraktiv zu gestalten. Wir haben in den letzten Jahren viel geschafft. Die jetzt vergangenen 3. Jüdischen Kulturtag Bambergs haben dies gezeigt. So viele Besucher hatten wir ansonsten nur bei wenigen Malen. Besonders das Auftaktkonzert von Evgeny Fischkin, aber auch der Vortrag von Herrn Klemenz von der Bierothek Bamberg mit anschließender Bierverkostung „Weiße Taube“ waren ein Highlight. Zusammen mit der renovierten Arbeitsgemeinschaft der Deutsch-Israelischen Gesellschaft, dem Jungen Forum der DIG und dem damit verbundenen Café Israel in der Universität Bamberg und mit unserem langjährigen Kooperationspartner, der Willy-Aron Gesellschaft Bamberg e.V., hoffen wir, dass auch jüngere Menschen, die sich für Israel und das Judentum interessieren, eine Anlaufstelle für ihre Fragen und ihren Wunsch, Judentum praktisch zu erfahren, in der Gemeinde finden.

Mit unserem neuen Gastrabbiner Dr. Salomon Almekias-Siegl von der Allgemeinen Rabbinerkonferenz haben wir einen profunden Kenner des Judentums und praktischen Seelsorger, der einfühlsam in gutem Deutsch die Gemeindemitglieder erreicht.

Die Mitarbeiter vom Bundesfreiwilligendienst unterstützen uns sehr, und mein Dank geht auch an alle Ehrenamtlichen und Vorstandsmitglieder, die sich selbstlos für die Gemeinde engagieren, sei es in der Bibliothek, Kulturarbeit und Jugendarbeit, Chor und vielen anderen Aufgaben. Nicht zuletzt unser Mitarbeiterstab und die Berater garantieren einen reibungslosen Ablauf aller Verwaltungsangelegenheiten.

Was uns in Zukunft bewegen wird, ist das Bemühen, Menschen zu finden, die bereit

sind, die Herausforderung anzunehmen, jüdisches Leben in Deutschland auf Dauer aufzubauen. Hier ist die Generation unserer Zuwanderer gefordert, die in unserer Gesellschaft schon ihren Platz gefunden hat. Sicherlich sind die meisten noch damit beschäftigt, für sich und ihre Familie eine gesicherte Existenz aufzubauen. Erfahrungsgemäß kommt erst im Alter, wenn man bereits beruflich in der Gesellschaft arriviert ist und wenn die Kinder groß sind, das Streben, auch außerhalb der Familie an der Politik in der Gemeinde mitzuwirken. Aber auch unsere jungen Erwachsenen, die bei uns lebenden Studenten, sind gefordert, aktiv an der politischen Willensbildung unserer Gemeinde mitzuwirken. Von daher begrüße ich es sehr, dass unsere Studenten einen Schabbatonkreis aufziehen möchten und wir haben der jungen Gruppe unsere Unterstützung, auch finanziell, zugesagt. Der Schabbatonkreis will jedes Quartal einen fränkischen Schabbaton gestalten und die jungen Leute aus den Gemeinden rund um die IKG Bamberg einladen. Das soll auch den uns umgebenden Gemeinden zeigen, dass hier in Bamberg liberales Judentum gerne gelebt wird.

So erfreulich und wichtig das Engagement unserer Senioren auch ist, die gegenwärtig die Aktivitäten in unserer Gemeinde wesentlich gestalten, so hoffe ich dennoch darauf, mit der jüngeren Generation den Fortbestand der Israelitischen Kultusgemeinde Bamberg und die Zukunft der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland zu sichern. Sie haben die Möglichkeit, sich im Vorstand der Israelitischen Kultusgemeinde, aber auch im Chor, im Literaturcafé, im jüdischen Lehrhaus Bamberg – Heinrich C. Olmer oder bei den vielen anderen Aktivitäten zu engagieren. Über Ihre Mitwirkung zum Wohle der jüdischen Gemeinschaft würde ich mich freuen. Alles Gute und vor allem Gesundheit im Neuen Jahr 5779.

Martin ArieH Rudolph, 1. Vorsitzender



Mittelfränkischer Denkmalpreis für Tahara-Haus.



Das Vermessungsteam.

Mischkan-Ha-Tfila Bamberg e.V.

Am zweiten Wochenende im März gab es in der Liberalen Jüdischen Gemeinde Mischkan-ha-Tfila Bamberg e.V. zwei wichtige Ereignisse. Am Schabbat wurde der Gemeinde in einem kleinen Festakt eine Torarolle von Irith Michelsohn, der Generalsekretärin der Union Progressiver Juden, als persönliche Dauerleihgabe übergeben. Die Gemeindemitglieder mit Rabbinerin Dr. Antje Yael Deusel an der Spitze waren darüber mehr als glücklich und dankten Frau Michelsohn dafür. Danach leitete Rabbinerin Deusel, unterstützt durch Kantor Yuval Adam, den Morgengottesdienst.

Am nächsten Tag kamen viele Mitglieder zur Jahreshauptversammlung mit Neuwahlen der Vorstände in den Gemeindesaal. Vor der Entlastung des Vorstandes, der am Vortag den Rücktritt erklärt hatte, bedankte sich die Rabbinerin in eindrucksvollen Worten bei den ausscheidenden Vorständen Alexander Kantorowitsch und Dr. Elisabeth Käser-Barga.

Danach erfolgten die Wahlen. Der 1. Vorsitzende ist jetzt der frühere Lay Leader der Jüdischen US-Militärgemeinde Franken, Rektor i. R. Israel Schwierz aus Würzburg. In das Amt der 2. Vorsitzenden wurde die Judaistin Prof. Susanne M. Talabardon gewählt. Thomas Dror Schindler wurde Schriftführer und Fiona Atay-Sandyk Schatzmeisterin. *Judith Bar-Or*

Erlangen

Mittelfränkischer Denkmalpreis für Tahara-Haus

Das historische Tahara-Haus auf dem Friedhof der Jüdischen Gemeinde an der Rudelsweiherstraße wurde 2015 bis 2017 umfassend restauriert (siehe dazu auch: JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN, Dezember 2017, Seite 38). Nun hat die Gemeinde dafür einen Denkmalpreis des Bezirks

Mittelfranken erhalten. Die Ehrung erfolgte im Rahmen einer öffentlichen Feier in Erlangen im März dieses Jahres. Zofia Fishmann vom Gemeindevorstand nahm die Urkunde entgegen, in welcher die „hervorragenden denkmalpflegerischen Leistungen“ gewürdigt werden, mit denen unsere Gemeinde dazu beigetragen hat, „wertvolles Kulturgut in unserem Raume [zu] erhalten“, wodurch sie sich „um die Heimat verdient gemacht“ hat. In einem zusammen mit der Urkunde übergebenen Buch ist das Projekt kurz beschrieben und bebildert. Unsere Projektleiterin Johanna Käferlein und Christof Eberstadt als Unterstützer des Unternehmens vertraten die ungezählten Mithelfer. C. E.

Vermessung des Friedhofs als Seminararbeit

Im September 2017 wurde mit Prof. Dipl.-Ing. Berthold Best von der Fakultät Bauingenieurwesen der Technischen Hochschule Nürnberg vereinbart, unseren Friedhof am Burgberg im Fachbereich Vermessung als Gegenstand einer Seminararbeit anzubieten. Vier Studentinnen wählten das Thema für sich aus. Nach Bereitstellung der digital erfassten topografischen Grunddaten durch die Stadt Erlangen und nach einer Besichtigung im November begannen die Arbeiten vor Ort im Spätwinter 2017/18, als Schneefreiheit bestand und die Vegetation noch minimal entwickelt war.

Vom 12. bis 16. März erfassten Jennifer Baumann und Selina Maidhof mit dem Theodoliten mehrere tausend Messpunkte. Zur Unterstützung der Feldarbeit bei der Auswertung im technischen Labor setzte man eine Fliegerdrohne ein, die vom Pilot Thomas Killing in 50 m Höhe über das Gelände gesteuert wurde und dabei digitale Fotografien an die Bodenstation schickte. Aus den Einzelphotos montierten Michael Buschbacher und Elmar Faltermeier ein Foto des gesamten Geländes, das der Gesamtkontrolle und als Grundrahmen für die verzerrungsfreie zweidimensionale Darstellung nach Verarbeitung der dreidimensional erfassten Vermessungsdaten durch Sina Meidinger und Nicole Butto diente.

Das Ergebnis der Gemeinschaftsarbeit ist die Erfassung und Darstellung des Bestandes mit modernsten Mitteln. Wir verfügen nun über einen Grundriss unseres Friedhofs, auf dem alle Gräber des Alten und des Neuen Teils zu erkennen sind, wie auch die beiden Denkmäler, das Tahara-Haus mit Pumpenschacht und der Geräteschuppen; außerdem sämtliche Büsche und Bäume und der Zaun, der das gesamte Gelände umschließt. Damit hat die Technische Hochschule Nürnberg unserer Gemeinde einen beson-

deren Dienst erwiesen. Zur Anerkennung ihres Engagements haben wir am 7. Juni 2018, anlässlich der Vorstellung des Projekts vor der Studentenschaft, allen Beteiligten eine Urkunde überreicht.

Christof Eberstadt

Das klingt wie jüdische Musik in meinen Ohren

Ausgerüstet mit einem Cello, zwei Violinen und einer Viola kamen die Musiker Misha Nodelman, Evgenij Selitski, Andreas Kosinski und Mark Mefsut am 29. April zu einem Konzert in unsere Gemeinde. Ein weiteres Mal entpuppten sich die gut gelaunten Musiker des Nodelman-Quartetts als Geheimtipp der Klassikszene. Zahlreiche jüdische Melodien wie „Hava Nagila“ oder „Bei mir biste schejn“ umschmeichelten die Herzen und Ohren der Zuhörer. Über jüdische Folklore bis zur Kammermusik war alles vertreten.

Begeisterung lag in der Luft. Die große Spielfreude der Musiker übertrug sich bereits in den ersten Augenblicken auf den gut gefüllten Gemeindegarten. „Wir haben schon seit vielen Jahren die Möglichkeit, durch den Zentralrat der Juden in Deutschland, zweimal im Jahr ein Konzert in unserer Gemeinde auszutragen. Dies haben wir stets gern genutzt. Die vorhergehenden Konzerte waren zwar gut, aber dieses hier hat die Erwartungen übertroffen“, berichtete Sofiya Fishmann, Beisitzende des Vorstands der Jüdischen Kultusgemeinde.

„Als die ersten Töne erklangen, beschlich mich ein unglaubliches Gefühl. Ich stellte mir vor, wie ich in einem großen Konzertsaal saß und den Meistern ihres Faches lauschte. Während meine Ohren von den Klängen verzaubert waren, entging meinen Augen nicht, dass diese bescheidenen Männer auch noch jung, attraktiv und talentiert waren. Vom ersten Moment an

entführten sie unsere Seelen und Herzen in die mysteriöse und zauberhafte Welt der Musik“, fuhr sie begeistert fort. „Mein Dank gilt allen, die uns dieses wundervolle Erlebnis geschenkt haben.“

Nach dem Konzert durfte eine Flasche koscheren Weins als kleines Dankeschön nicht fehlen. Zudem stimmte die Bereitschaft des Quartetts, im nächsten Jahr noch ein Konzert in der Gemeinde zu geben, das Publikum glücklich.

Ein weiteres Konzert, ebenfalls vom Zentralrat finanziert, konnten wir Mitgliedern und Gästen am 13. Juni, zum 70. Geburtstag des Staates Israel anbieten. Ina-Esther Joost Ben-Sasson ist eine ganz besondere Cellistin aus Israel. Ihre wertvollen Erklärungen und Geschichten zu den Stücken ließen die Musik noch lebendiger werden. Verschiedene kulturelle Elemente europäischer, chassidischer und sephardischer Ursprünge hinterließen mit der wunderbaren Cellomusik dieser außergewöhnlichen Künstlerin beim Publikum einen tiefen Eindruck. PM-ERL

Jüdische Studenten feiern mit Gemeinde

Am 13. Mai versammelten sich über 100 Gäste im Garten der Gemeinde, um mit dem Jüdischen Studentenverein Jom Haazmaut und Jom Jeruschalajim zu feiern, darunter viele alte und junge Menschen und zahlreiche Studenten. Die angekündigten dunklen Wolken und der Regen machten Platz für einige sonnige Momente. Neben der bezaubernden Aussicht sorgte der Jüdische Studentenverein für Speis und Trank, auch israelische Köstlichkeiten durften nicht fehlen.

Aber nicht nur das Essen trug zur ausgelassenen und fröhlichen Atmosphäre bei, sondern auch die Klezmer-Band von Leonid Henkins. Wir feierten, sprachen, tranken, genossen das Wetter und solida-



Jom Haazmaut-Gartenfest.

risierten uns mit Israel. Dem Grillen ging sogar ein Morasha Workshop in Zusammenarbeit mit dem Studentenverein Frankens voraus. Auch hier war das 70-jährige Jubiläum Israels selbstverständlich Thema.

Es waren jedoch nicht nur die benannten Anlässe, die Grund zum Feiern gaben, sondern auch die offizielle Neugründung des Studentenverbands Erlangen JSE, der bereits seit 2009 Gestalt annahm. Das Aufleben alter, jüdischer Werte lag vielen Erlanger Studenten, insbesondere Chaim Haidar, einem der Gründer des JSE und stellvertretenden Vorstandsvorsitzenden der Kultusgemeinde Erlangen, am Herzen und so konnten sie sich nach längerer Planung ihren langersehnten Wunsch erfüllen und ihre eigene Solidarität zum Ausdruck bringen. Die heitere Stimmung, die fröhlichen Gesichter und die gut gefüllten Mägen waren wieder einmal den großen Aufwand wert. *PM-ERL*

Friedhofs-Führung

Im Rahmen einer Exkursion rund um den Erlanger Burgberg hat die Volkshochschule am 13. Mai eine Besichtigung unseres Friedhofs organisiert. Besonderes Interesse fanden das kürzlich wieder in Betrieb genommene historische Tahara-Haus und das Denkmal für die Opfer des Nationalsozialismus. Bei der Friedhofs-Führung kamen Gastgeber und Gäste ins Gespräch. Um die Geschichte unserer Gemeinde und des Friedhofs darzustellen, haben wir beschlossen, Friedhof und Tahara-Haus zum Tag des offenen Denkmals am 9. September für die Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Die Weitergabe von Erfahrungen und Wissen um den Nationalsozialismus und die Förderung der Integration verschiedenster Volksgruppen in ein gemeinsames Ganzes liegt uns in Erlangen besonders am Herzen. Als kleinen Beitrag dazu hat unser Beauftragter Christof Eber-

stadt, angeregt durch die Lehrerin Gertraud Großkopf der 10. Klasse der Fach- und Berufsoberschule Erlangen, während zwei Unterrichtseinheiten mit rund 25 Schülern ein Gespräch geführt. Ziel war es, den Jugendlichen zu zeigen, dass der heutige Umgang mit Menschen, die anders scheinen, berechtigten Anlass zur Sorge gibt, es könne sich etwas wiederholen, was überstanden geglaubt schien. Der Referent berichtete über das Leben seiner Großeltern als Vertreter einer typischen deutschen national denkenden Familie des frühen 20. Jahrhunderts. Sie haben ab 1879 die Blüte der Emanzipation der Juden im Deutschen wilhelminischen Reich persönlich erlebt. Am Anfang des Ersten Weltkrieges wurden sie als Deutsche aus ihrem Wohnort in Belgien vertrieben. Nach der Weimarer Zeit mit Inflation und goldenen Zwanzigern durchlitten sie die Entrechtung während des Dritten Reiches, und ihr bisheriges Dasein endete mit der Flucht 1939 nach Südamerika, wo sie bis 1978 lebten. Zurück im Deutschen Reich der Nationalsozialisten blieben engste Angehörige, wo sie Verschleppung und Tod in Konzentrationslagern Europas erwartete, aber auch das Überleben als Entwurzelte. Der Vortragende ermahnte die Schüler, aus den geschichtlichen Vorgängen die richtigen Lehren für das eigene Leben zu ziehen. *C.E.*

Hof

Ende Februar fanden wir uns nach dem Ende des Ta'anit Esther-Fastens in der Synagoge ein, um mit Rabbiner David Goldberg nach Ma'ariv die Megilat-Esther zu lesen. Das Pfeifen, Trampeln und Klopfen der Purim-Ra'aschanim nahm beim Namen Haman kaum ein Ende. Anfang März feierten wir dann in der Gemeinde das Purim-Fest. Es gab Kaffee, Kuchen, Hamantaschen und „a bissele“ Wein. Mit Spielen, Geschenken und Überraschun-

gen brachten wir den Kindern Freude. Die Mitglieder des Jugend-Zentrums traten mit einem Theaterstück, Liedern und Tänzen auf. Das Ensemble „Chawerim“ spielte Tum Balalajka. Der Chor Schalom unter der Leitung von Alla Urizka hat uns eine großartige Stimmung gebracht. Die Musik der Brüder Landsmann und der Gesang von Anna Vinichuk, Stella Aynbinder und Elena Vinogradova ließen den Tag harmonisch ausklingen.

Im März-Treffen des Club Injan hielt Ljudmila Zelenko einen Vortrag über „Die schönsten, prominenten jüdische Frauen des Universums“. Am 25. 3. hatten wir ein sehr schönes Konzert mit dem Quartett Tamara Lukasheva. Sie beeindruckte uns mit Melodien von sowjetischen Zeiten, aber auch mit Eigenkompositionen. Erew Pessach begann mit dem Abendgebet für Schabbat und für den Feiertag. Danach leitete Rabbi David Goldberg den Gemeinde-Seder mit dem rituellen Pessach-Teller, den Matzen, den traditionellen Speisen und den vier vorgeschriebenen Bechern Wein. Zum Schluss hielten wir unseren traditionellen Wettbewerb ab, dem schnellsten Lesen von Chad-Gadja, jeder in seiner Sprache. Gewinnerin war Frida Lizine auf Deutsch.

Mitte April machten wie einen Ausflug nach Augsburg. In der Synagoge der Gemeinde hörten wir einen Vortrag über das Leben der Juden in Augsburg in der Vergangenheit. Danach gab es eine Stadtführung und einen Besuch der alten Synagoge mit einer Ausstellung über jüdische Lebensweisen. Ende April nahmen zahlreiche Mitglieder unserer Gemeinde an der Gedenkfeier des Landesverbandes in Dachau teil.

Am 13. Mai feierte die Gemeinde Jom Jeruschalajim und Jom Haazmaut im Rahmen des Familientages. Vorführungen gaben das Jugend-Zentrum Simcha, das Ensemble Chawerim und der Chor Schalom. Gedichte, Lieder und Tänze wechselten sich harmonisch ab. In jedem Abschnitt der Vorführung wurden Fotos auf eine große Leinwand projiziert, die Jeruschalajim und dem 70. Geburtstag des Staates Israel gewidmet waren. Der Gemeindesaal war mit weißen und blauen Luftballons und Papierschlängen dekoriert. Die Aufführung schloss mit der israelischen Nationalhymne Hatikva. Danach gab es die übliche Grill-Party mit Musikbegleitung der Brüder Landsmann. Auch die Schawuot-Feiertage im Mai wurden traditionell begangen. Wir alle freuten uns bei den Kidduschim über Blinches mit Quarkfüllung.

Am 24. Mai fuhren unsere Kinder und Jugendlichen zusammen mit der Würzburger Gemeinde nach Rothenburg ob der Tauber. Alexander Schiff aus Würzburg gab uns eine hervorragende Stadtführung.



Kinder und Jugendliche aus Hof bei einem Ausflug nach Rothenburg ob der Tauber.

Der Gemeinde-Ausflug Ende Mai führte uns nach Salzburg und zum Königssee. Wir alle waren von der Aussicht, der Landschaft und der guten Luft begeistert. Die Stadtführung in Salzburg war erkenntnisreich und auch qualitativ sehr gut. Am nächsten Tag während der Schifffahrt hatten wir bei der Echo-Wand eine Auszeit genommen, um von den reflektierten Tönen des gespielten Horns beeindruckt zu werden. Vor der fröhlichen Heimfahrt konnten wir auch das königliche Schloss besuchen.

Am 10. 6. führte unser Vorsitzender Dr. Jakob Gonczarowski die zahlreichen interessierten Gemeindemitglieder durch die Ausstellung „Die Künstlerfamilie Pissarro – 15 Maler aus 5 Generationen“ im Kunstverein Hof, deren Kurator er auch war. Einer der Gründe, die ihn dazu führte, war der Umstand, dass der große Maler Camille Pissarro, geboren als Jakob Abraham Camille Pissarro, auch jüdisch war.

Regensburg

Purim

Zwei Wochen vor Purim erläuterte Rabbiner Bloch in seinem Schiur die Hintergründe dieses jüdischen Festes. Er sprach über den freudigen Gedenktag, insbesondere über die Errettung der Juden durch Königin Ester in Persien, und er erinnerte nochmals an die Geschichte von Ahaschverosch, Mordechai, Haman und Esther. Der alte Gemeindesaal quoll dann an Purim nach dem Morgengebet und der Megilat-Esther-Lesung über von Mitgliedern und Gästen. Dazu trugen die Kinder, Eltern und übrigen Gemeindemitglieder bei, die gekommen waren, um das Fest mit Leben zu füllen. Bereits am Eingang erwartete die Gäste die erste Überraschung: Wer Lust hatte, konnte sich von Julia kunstvoll schminken lassen.

Im Namen des Vorstandes begrüßte die Gemeindevorsitzende Ilse Danziger alle Teilnehmer und wünschte ihnen ein fröhliches Fest, gute Gesundheit und viel Erfolg. Danach erzählten Anastasia, Lana, Denis, Jonathan und Odelia mit 11 selbst gemalten Bildern die Geschichte von Purim und das Publikum konnte mehr über die Hintergründe des Festes erfahren, als Veronika und Mark als Waschti und Ahasverosch und Lukas und Floria als Haman und Esther die Geheimnisse der Errettung des jüdischen Volkes preisgaben und dabei erstaunliches schauspielerisches Talent erkennen ließen.

Doch schon folgte der nächste Höhepunkt, als Magier Dimitri die Bühne betrat und Groß und Klein mit seinen kunstvollen Zaubertricks begeisterte. Zum Abschluss gab es für die junge Generation Geschenke.

Nach dem Brunch (Se'udat Purim) und dem gemeinsamen Bentschen konnten die Gäste Geschenkpäckchen erwerben, die dann als Mischloach Manot weiter verschenkt wurden. Anschließend wurde eine Spendentüte herumgereicht, um für bedürftige Menschen in Israel zu sammeln. Purim feierten die Regensburger mit Hamantaschen, Wein, Saft und Wodka. Auch ein feierlicher Tisch mit verschiedenen Speisen, israelitischen Spezialitäten, Kaffee, Tee und Kuchen war von den Gemeindegköchinnen vorbereitet worden.

Pessach

So wie immer vor Pessach hat unser Rabbiner Bloch einen Schiur zum Thema „Pessach – Befreiung“ durchgeführt. Er erklärte Pessach als ein großes historisches Fest und betonte, dass wir Pessach in Erinnerung an den Auszug der Israeliten aus Ägypten, an die Befreiung der Juden aus Sklaverei, Erniedrigung und Knechtung feiern. Rabbiner Bloch erzählte vom Seder-Abend mit Mazzot, mit rituellen Speisen wie Bitterkraut und Charos-

set, mit vier Bechern Wein und der gesungenen Pessach-Geschichte, der Haggada. „Wer den Seder schon erlebt hat“, sagte er, „der weiß, dass man die Haggada mit den Seder-Gebeten mitsingen kann und soll“.

Das Pessachfest in der Gemeinde war wieder einer der Höhepunkte in unserem jüdischen Leben. Im Konferenzsaal mit Gemeindemitgliedern, mit geladenen Gästen aus dem politischen und kulturellen Leben der Stadt und bei guter Laune leitete der Rabbiner den Seder-Abend. Mit viel Freude und Kawanna führte er alle Gäste durch die Haggada. Zum guten Gelingen trugen besonders die Köchinnen bei. Für die Speisen und Spezialitäten bedankten sich herzlich alle Anwesenden bei der Köchin und allen ehrenamtlichen Helferinnen. Ein unvergesslicher traditioneller Abend wurde mit gemeinsamem Singen beendet.

Am 1. Tag Pessach sprach unser Rabbiner über die Omer-Zählung und betonte, dass am fünfzigsten Tag die Juden die Tora am Berg Sinai bekamen. Am letzten Tag des Festes findet nach der Tora- und Prophetenlesung eine Seelenfeier zum Gedenken der Toten (Iskor) statt. Beim Kiddusch an diesem Tag gratulierten der Rabbiner und das Vorstandsmitglied Volodimir Barskyy im Namen der Gemeindemitglieder der Mitarbeiterin Elsa Aronov zum Jubiläum und der Köchin Ludmila Burdljai zum Geburtstag und wünschten ihnen gute Gesundheit, viel Erfolg und Masel Tow.

Jom Jeruschalajim

An einem Sonntag im Mai feierten wir in der noch unfertigen neuen Gemeinde das Fest Jom Jeruschalajim. Unser Religionslehrer Ephraim hielt eine schöne Einführungsrede und zeigte uns ein bewegendes Video über die Geschichte Jerusalems. Dann wurden Liedtexte ausgeteilt und alle Anwesenden sangen kräftig mit. Es folgte eine Tanzeinlage und die ange-



Purimfeier in Regensburg.

reisten Madrichim animierten alle mitzutanzten. Da ich nicht besonders überzeugt von meinen Tanzkünsten bin, ging ich nach oben und erkundete die neue Gemeinde etwas genauer.

Der neue Gebetsraum mit der hölzernen Innenverkleidung und den großen Fenstern, durch die man in den Himmel sehen kann, kam mir jetzt schon wunderschön vor und ich wusste, dass jeder Freitagabend in dieser Gemeinde ein besonderer werden wird. Ich entdeckte auch den Raum, in dem wir Religionsunterricht haben werden. Er ist geräumig und man hat einen schönen Ausblick auf die Straße.

Als ich hörte, dass die Musik wieder etwas leiser wurde, beschloss ich, mich am Buffet zu bedienen und genoss die Atmosphäre, die heute ganz anders war als bei den sonst leider spärlich besuchten Festen. Ich finde es großartig, dass eine so schöne neue Gemeinde erbaut wird und die Menschen motiviert, wieder mehr die Synagoge zu besuchen. Mir hat das Fest sehr gut gefallen. *Jonathan Alber*

Schawuot

Im Monat Ijar sprach unser Rabbiner über das kommende Wochenfest Schawuot, insbesondere über die Übergabe der Tora am Berg Sinai und über die Bräuche dieses Festes. Er betonte, dass die Tora unser Lebenselixier ist und jeder von uns nach der Tora leben soll. Schawuot wurde traditionell begangen. Am ersten Tag wird in der Tora ein Stück aus dem 2. Buch Mose gelesen, das die Zehn Gebote enthält. Im Morgengebet wird nach der Tefilla das Hallel, die Psalmen 113–118 gesagt. Nach der Lesung des zweiten Tages findet eine Feier statt. Im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit standen insbesondere unsere KZ-Überlebende Genia Danziger (91), die Ghetto-Überlebende Klara Barska (80) sowie eines der ältesten Gemeindeglieder, Monja Jusim (89). Mit uns haben auch Gäste aus Israel und deutsche

Freunde gefeiert. Alle Besucher freuten sich bei den Kidduschim über den Käsekuchen und die israelischen Spezialitäten und Früchte, welche die reichen Erntegaben symbolisierten.

Dachau

Auch in diesem Jahr fuhr die Jüdische Gemeinde nach Dachau zum Gedenktag der Befreiung des Konzentrationslagers. Wie der Organisator, der Leiter des Klubs Schalom Volodimir Barskyy, schon im Bus erläuterte, jährte sich der Tag der Befreiung des KZ durch amerikanische Soldaten zum 73. Mal. Barskyy konnte 52 Teilnehmer begrüßen – nicht nur aus der Gemeinde, sondern auch Gäste aus der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit und des Freundeskreises Israel in Regensburg.

Bei der Gedenkfeier begrüßte der Zentralrats- und Landesverbands-Präsident, Dr. Josef Schuster, die Anwesenden und forderte in seiner kurzen Ansprache eine genaue statistische Aufgliederung antisemitisch motivierter Straftaten, um das Ausmaß besser abschätzen zu können. Anschließend hielt Dr. Charlotte Knobloch, Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern, eine bewegende Rede, in der sie auch auf den zunehmenden Antisemitismus einging. Bewegend war auch der Beitrag der Jüdischen Jugend in Bayern mit der Vorstellung der Lyrikerin Thekla Stoll und dem Vortrag ihres Gedichtes „Begegnung“. Den Abschluss bildeten das Totengedenken durch Rabbiner Jan Guggenheim von der Israelitischen Kultusgemeinde Fürth und das Kaddisch für die in der Schoa Ermordeten. Nach der Kranzniederlegung nutzten auch viele die Gelegenheit, mitgebrachte Kerzen zu entzünden. Sie besuchten das ehemalige Krematorium, die Baracke sowie die Fotoausstellung im örtlichen Museum. „Das dürfen wir nicht vergessen!“ – dachten die Regensburger auf der Heimfahrt. *Reinhard Rößler*

Gemeindewahlen

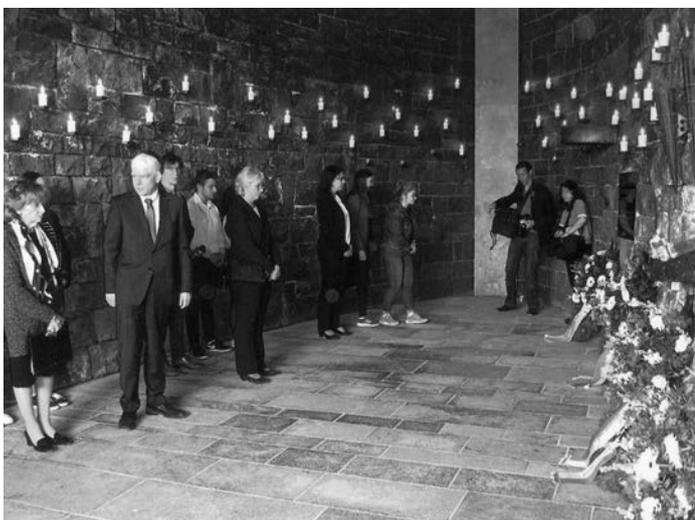
Am 1. Juli fand eine Generalversammlung mit Wahl des neuen Vorstandes der Jüdischen Gemeinde Regensburg statt. Nach dem Rechenschaftsbericht und einer Diskussion stellten sich sechs Kandidaten zur Wahl. Danach setzt sich der neue Vorstand aus fünf Gemeindegliedern zusammen.

Die Vorstandsmitglieder Ilse Danziger, Wladimir Barskyy, Jakov Denissenko und Irina Gaydar wurden wiedergewählt. Neu im Vorstand ist jetzt Irina Beck, die der ausgeschiedenen Lia Bugl nachfolgt. Als Ersatz wurde Regina Romanenko gewählt.

Erinnerung – Ehrung

Zwei Tage nach Lag Baomer, den 6. Mai, hat der Klub Schalom den Überlebenden des Holocaust gewidmet. Die traditionelle Veranstaltung wurde wieder im Melancthon-Saal des Evangelischen Bildungswerks durchgeführt. In den ersten Reihen saßen die ehemaligen Gefangenen der nationalsozialistischen Konzentrationslager, die Überlebenden der Ghettos, die in Leningrad Blockierten und die Teilnehmer der Arbeitsfront. Unter ihnen auch Genja Danziger (92), Lena Kanjekevitch (93), Leonid Mednik (91), Ljusja Kaplan (85), Klara Barska (80), Raisa Lade (80), Pjotr Lade (80), Leonid Podolski (86) und Boris Wachs (86).

Vorstandsmitglied Volodimir Barskyy, Leiter des Klub Schalom, begrüßte von ganzem Herzen die Überlebenden und wünschte ihnen gute Gesundheit und ein langes Leben. Er bedankte sich herzlich bei den Mitgliedern der Gemeinde, den Vertretern der Öffentlichkeit und vielen deutschen Freunden. „Der Zweite Weltkrieg“, betonte er, „war eine tragische, furchtbare und unvorstellbare Seite in der Geschichte der Menschheit. Das, und die



Gedenktag zur Befreiung des Konzentrationslagers Dachau.



sechs Millionen ermordeter Juden dürfen wir nicht vergessen. Otto Schwerdt sel. A. schrieb in seinem Buch „Erinnerung – unsere Pflicht!“ Und wir erfüllen immer sein Vermächtnis.“ Alle Anwesenden ehrten das Gedenken an die Opfer durch Erheben von den Plätzen. Gemeindevorsitzende Ilse Danziger ehrte die Helden der Veranstaltung mit Nelken und Geschenken.

Im Rahmen des Kulturprogramms des Zentralrats gratulierten den Überlebenden und Gästen die Sängerin Susan Borofsky, der Historiker L. Joseph Heid und der Pianist Jaromyr Bozenko. Fast zwei Stunden lang haben sie alle Zuhörer mit dem Leonard-Cohen-Liederabend herrlich unterhalten. Die vorgetragenen Lieder, vor allem „Suzanne“ und „So long, Marianne“ ließen niemanden im Saal gleichgültig. Und „Hallelujah“ von Leonard Cohen sangen alle begeistert mit und riefen „Soll immer Frieden sein!“ Am Ende wurden alle Gäste zum Imbiss mit Kuchen, Früchten, israelischen Spezialitäten und Wein eingeladen.

Jüdisches München

Der 5. September 1972 gehört zu den schwärzesten Tagen der Münchner Stadtgeschichte. Bei einer Geiselnahme durch palästinensische Terroristen während der Olympischen Spiele kamen elf israelische Sportler und ein deutscher Polizist ums Leben. Am 5. 9. 2017 hatten nun endlich Bundespräsident Walter Steinmeier und Israels Staatspräsident Reuven Rivlin ein Denkmal für die Opfer des Attentats eröffnet (JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN hat darüber im Heft Nr. 134 vom Dezember 2017 ausführlich berichtet). Der Gedenkort „Einschnitt“ informiert heute über die zwölf Opfer in einem Pavillon. Er war auch das erste Ziel unseres Gemeindeausfluges nach München.

Als wir an diesem bedeutenden Ort ankamen, stellten wir vor den Bildern aller

Getöteten eine Kerze auf und legten eine Schweigeminute ein. Der Vorsitzende unseres Clubs Schalom Volodimir Barskyy sprach das traditionelle El male rachamim und ein Kaddisch zum Totengedenken. Anschließend erzählte unser Führer Leonid uns noch einige berührende Einzelheiten zum Attentat und einzelnen Opfern. Wir waren betrübt und froh zugleich, denn es ist gut, dass endlich dieses Mahnmal zu den Ereignissen geschaffen wurde. Danach fuhren wir auf jüdischen Spuren durch München und Leonid erzählte interessante Geschichten zu jüdischen Menschen, die hier gelebt haben. Unser letztes Ziel war Schloss Nymphenburg. Es liegt im Westen Münchens und bildet zusammen mit dem Schlosspark und den kleinen Parkburgen eine Einheit. Es zählt zu den großen Königsschlössern Europas und ist heute eine vielbesuchte Sehenswürdigkeit. Das Schloss war jahrhundertlang die Sommerresidenz der Wittelsbacher und heute ist es für die Öffentlichkeit zugänglich. Nach einer Führung durch die Räume und einem Spaziergang im wunderschönen Park fuhren wir voller Eindrücke wieder nach Regensburg. *Ingrid Liemant*



Israel Offman sel. A.

Barmherzigen Brüder aus einem Stapel von Leichen gerettet und sorgsam wieder aufgepöppelt wurde. Am 9. Mai ist Israel Offman im Alter von 92 Jahren nach einer sechswöchigen Krankheit gestorben. Er überlebte mehrere KZ, wurde Vater und Vorsitzender der jüdischen Gemeinde.

Israel Offman war 1925 als jüngstes von sieben Kindern im polnischen Tschenstochau zur Welt gekommen. Seine Kindheit endete mit einem Schlag: 1941 wurde er mit 14 Jahren mit seiner Familie ins Ghetto gezwungen – eineinhalb Jahre später wurden alle etwa 45.000 Ghettobewohner in Konzentrationslager deportiert. Israel Offman wurde beim Abtransport von seinen Eltern getrennt. Er sollte sie nie wieder sehen. Mit seinem älteren Bruder Issac kam er in das Lager Blizyn in Polen, im Sommer 1944 nach Auschwitz-Birkenau. Hier wurde Israel Offman, so erzählte er es dem Regensburger Fotografen Stefan Hanke, wegen seiner guten Deutschkenntnisse als Dolmetscher eingesetzt. Mitunter übersetzte er auch für den sadistischen KZ-Arzt Josef Mengele.

Straubing

Gemeinde als Lebensaufgabe

Eigentlich hatte Israel Offman drei Geburtstage: am 20. Juli 1925 kam er in Tschenstochau in Oberschlesien zur Welt. Wegen eines Verständnisfehlers notierten jedoch die Nazis im Konzentrationslager Auschwitz den 20. Mai 1925. Aus Angst vor Schlägen wagte Israel Offman nicht, dem SS-Mann zu widersprechen.

Deshalb stand der 20. Mai bis heute als Geburtstag in seinem Pass. Als dritten Geburtstag empfand er den 28. April 1945, als er in Straubing von einem Pater der



Veteranentreffen in Regensburg.



Am Gedenkort „Einschnitt“ in München.

Im KZ Sachsenhausen bei Berlin musste er Zwangsarbeit im Großziegelwerk leisten. Später wurden die Brüder nach Leonberg bei Stuttgart deportiert, wo sie in einer unterirdischen Fabrik Teile für die Messerschmitt-Jagdflugzeuge ME 262 produzieren mussten. In Leonberg verhungerte Issac. Nach einigen Wochen im KZ Dachau wurde Israel Offman im Februar 1945 bei eisigen Temperaturen im offenen Viehwagon nach Plattling deportiert. Die Zwangsarbeiter mussten auf dem niederbayerischen Flugplatz Ganacker eine Rollbahn bauen. Sie schliefen in Erdlöchern – zahllose Häftlinge starben durch Hunger, Kälte, Auszehrung und alliierte Bombenangriffe.

„Israel sah Berge von Leichen und auch Fälle von Kannibalismus“, schreibt Stefan Hanke in seinem Buch „KZ überlebt“. US-Soldaten fanden den bis auf 29 Kilogramm abgemagerten Offman. Der Zeitung „Jüdische Allgemeine“ sagte er 2010: „Ich lag bei den Leichen, weil ich nicht mehr atmete. Als mir ein Pater die letzte Ölung geben wollte, habe ich die Augen aufgeschlagen und gesagt: Nicht taufen, ich bin Jude. Das war am 28. April 1945.“ Im Krankenhaus in Straubing kämpfte sich Offman in ein zweites Leben – und drei Jahre später für die Unabhängigkeit Israels. 1950 kehrte er nach Straubing zurück – und begegnete dort seiner zukünftigen Frau Inge. Israel und Inge heirateten 1955.

Auch beruflich packte Israel Offman seine Zukunft an. Inge und er kauften 1958 das Straubinger Ring-Café und verwandelten es in den Nachtclub Espresso – den ersten Tanzclub in Niederbayern mit Live-Rockmusik. Offman bewies gutes Gespür für Bands und den Musikgeschmack sei-

ner deutschen und amerikanischen Gäste. Wie seine Tochter schreibt, verpflichtete er in den 1960ern Bands wie The Kinks, Black Sabbath und die Scorpions. Weil das Espresso gut lief, eröffnete er einen zweiten Nachtclub, das Colosseum in Regensburg.

Israel Offmans zweite Lebensaufgabe wurde die Synagoge in Straubing. 1988 war er treibende Kraft bei ihrer Sanierung und sammelte unermüdlich Spenden. Als Gemeindevorsitzender erhielt er viele Auszeichnungen, darunter das Bundesverdienstkreuz. Offman saß auch im Direktorium des Zentralrats der Juden in Deutschland und engagierte sich für den Dialog zwischen den Juden und Christen.

Purim

Am letzten Sonntag im Februar haben viele bei unserer Kinder-Party zu Purim mitgemacht. Wir führten ein Puppentheater mehrsprachig auf und haben gemeinsam getanzt und gesungen. Unser Purimspiel basierte auf dem Buch Esther mit der Königin Esther, Haman und Mordechai. Zum Schluss machten sich alle Kinder über Haman lustig.

Diese Purim-Party war für einige Familien der erste Kontakt zur jüdischen Tradition. Die kostümierten Kinder erhielten für ihre Verkleidungen als Könige, Prinzessinnen und Tänzerinnen einen Preis und ein traditionelles Purimgeschenk. Durch das Programm führte Baruch Chauskin. Leckere Hamantaschen und andere Spezialitäten rundeten einen gelungenen Abend ab. Die traditionelle Purimfeier für Erwachsene fand am 4. März bei Essen, Trinken und Unterhaltung im Gemeindefestsaal statt. Alex Burdo hatte den Nachmittag musikalisch begleitet.

Woche der Brüderlichkeit

„Angst überwinden – Brücken bauen“ lautete in diesem Jahr das Motto der Woche der Brüderlichkeit, die unter der Schirmherrschaft von Regierungspräsident Rainer Haselbeck in unserem Gemeindefestsaal stattfand. Die Schriftstellerin Mirjam Pressler aus Landshut las aus ihrer Werkausgabe der Tagebücher von Anne Frank, und die musikalische Gestaltung des Abends übernahmen Schülerinnen des Gymnasiums der Ursulinen.

Fotoausstellung Schalom Straubing

Dem aktuellen Gemeindeleben gewidmet war eine Ausstellung der jungen Straubinger Fotografin und Kulturförderpreisträgerin Franziska Schrödinger. „Meine Arbeit soll einen emotionalen Eindruck des Gemeindelebens widerspiegeln“, erläutert die Fotografin. „Sie erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sie zeigt Leben, wie es stattfindet, mit allen Besonderheiten und allen Banalitäten.“

Franziska Schrödinger zeigte eine reportageartige Auseinandersetzung mit der jüdischen Gemeinde. Dazu wurden Menschen fotografiert, die wichtige Funktionen einnehmen. So sind auch Portraits von Verantwortlichen der Gemeinde entstanden, vom Rabbi, der Religionslehrerin und der Sozialarbeiterin. Unterstützt wurde die Fotografin von Alexandra Roszkowski, die mit verschiedenen Personen Biografiegespräche geführt hat. Das Projekt wurde im Rahmen des Bundesprogramms „Demokratie leben! Aktiv gegen Rechtsextremismus, Gewalt und Menschenfeindlichkeit“ sowie durch das Kulturamt der Stadt Straubing gefördert.

10. Straubinger Religionsgespräch

Das Straubinger Religionsgespräch feierte mit seiner 10. Ausgabe ein kleines Jubiläum. Es fand am 19. April in unserem Gemeindefestsaal statt. „Synagoge – Kirche – Moschee“ hieß dieses Mal das Thema. Die religiösen Gebäude erzählen ja viel von der Lehre einer Religion und dem Leben der Gläubigen. Was ist zentral in der Religion und steht deshalb auch im Mittelpunkt des religiösen Versammlungsortes? Welche Symbole, Bilder, Einrichtungsgegenstände sind wichtig? Wo habe ich meinen Platz? Wie verhalte ich mich in der Synagoge, der Kirche, der Moschee bei einem Besuch oder bei einem Gottesdienst? Wie immer haben Rabbiner Mendel Muraity von der gastgebenden Israelitischen Kultusgemeinde, Imam Bayram Aydin von der türkisch-islamischen Gemeinde



Siegesblume am „Tag der Befreiung“.

und Pfarrer Heinrich Weber für die Christen in das Thema eingeführt. Dann haben jeweils Laien darüber Auskunft gegeben, was ihnen an ihrem Gebäude wichtig ist. Dazu konnte jeder Besucher Fragen stellen. Pfarrer Hasso von Winning moderierte den Abend.

Die Idee bei diesen Religionsgesprächen ist die Einsicht, dass Angehörige der verschiedenen Religionen nicht übereinander, sondern miteinander reden sollten. In loser Folge werden eine Reihe von Themen des Glaubens angesprochen. Reihum ist immer eine Religion Gastgeberin.

Am Beginn des Abends stand ein gemeinsames Zeichen der drei großen monotheistischen Religionen, indem das so genannte ‚gemeinsame Straubinger Bekenntnis‘ gesprochen wird – eine Erklärung zum guten Zusammenleben der Religionen in Respekt und Toleranz. Ziel ist es, trotz der Unterschiede zu einem gegenseitigen Verstehen und einem freundschaftlichen, ja fast heiteren Miteinander zu finden, so wie es bei den bisherigen Religionsgesprächen möglich war.

Gedenkfeier KZ

Wie jedes Jahr führen wir am 29. April nach Dachau und nahmen an der jährlich stattfindenden Gedenkveranstaltung des Landesverbandes teil. Anschließend führen wir mit dem Bus nach München.

Lag baOmer

Am 3. Mai haben wir in unserem Garten Lag baOmer mit einem Grillfest gefeiert. Würstchengrillen, Softdrinks, ein leckeres Buffet und natürlich viele Spiele für

die Kleinen machten den Feiertag zu einem festlichen Ereignis. Die Stimmung war gut. Es sind viele Familien gekommen. Bei angenehmen Frühlingstemperaturen und angeregten Gesprächen fand der Lag baOmer einen schönen Ausklang.

Jugendarbeit

Unsere Gemeinde ist stolz auf den regen Zuspruch von Kindern und Jugendlichen, deren Förderung uns sehr am Herzen liegt. Zu nennen ist hier vor allem die Theatergruppe, die aktuell von über 20 Kindern und Jugendlichen besucht wird. Unsere Jugend zeigt Interesse an den jüdischen Traditionen und nimmt regelmäßig an den Veranstaltungen der Gemeinde teil.

Tag des Sieges

Vor 73 Jahren, am 9. Mai, endete der Zweite Weltkrieg. An diesem Tag denken wir mit Stolz an unsere jüdischen Kämpfer und Kämpferinnen, die gemeinsam mit anderen Nationen an den Fronten des Großen Vaterländischen Krieges gekämpft haben. Für diesen Befreiungstag müssen wir immer dankbar sein. Die Beendigung des Zweiten Weltkrieges in Europa hat viele Menschen und uns Juden besonders von einem schrecklichen Albtraum erlöst. Es ist eine Tradition am Tag der Befreiung unsere Veteranen zu ehren.

Der Tod von Israel Offman sel. A. überschattete die Veranstaltung. Aber nachdem der Vorsitzende diesen Tag vor 20 Jahren zum Feiertag für die Gemeinde ausgerufen hatte, wollte man ihn auch ihm zu Ehren nicht ausfallen lassen, sondern mit der gebührenden Würde und

Respekt begehen. Am 10. Mai wurde der Tag der Befreiung in unserer Gemeinde feierlich begangen. Zahlreiche Mitglieder haben sich versammelt, um unsere Veteranen zu ehren. Es war ein besonderer Nachmittag, der den Veteranen und Überlebenden des Holocausts gewidmet ist und auch ein Gedenktag für die Opfer des Nationalismus.

Unter der Regie von Luisa Zap wurde von den Kindern ein Theaterstück aufgeführt. Dank ihrer Bemühungen wurden Dutzende Tänze auf sehr hohem Niveau vorgeführt. Sie widmete viel Kraft und Energie der erfolgreichen Durchführung dieses Nachmittags. In den ersten Reihen saßen die Kriegsveteranen, die Überlebende der Leningrader Belagerung und die Soldaten der Arbeitsfront. Unter ihnen Boris Koline, Rafael Levine, Olga und Michael Sherel. Die Kinderaufführung „Soll immer Frieden sein“ hat bestimmt jeden im festlichen Saal berührt.

In einer stillen Gedenkminute erinnerten sich alle an die Freunde und Kameraden, welche ums Leben gekommen waren. Die Aufführung wurde mit anhaltend langem Applaus und dem Zwischenruf „Soll immer Frieden sein“ beendet. Jeder Kriegsveteran wurde mit Nelken als Symbol des Sieges geehrt. Anschließend kam unser Chor unter der Leitung von Marina Kopteska auf die Bühne und erfreute alle Zuschauer mit den lebhaften Liedern damaliger Zeit. Es war eine wunderbare Veranstaltung, die mit großem Applaus der Zuschauer endete.

Herzlichen Dank an alle Mitwirkenden für die Organisation und die Durchführung des Nachmittags.



Es ist eine Tradition am Tag der Befreiung unsere Veteranen zu ehren.

Würzburg

Der historische Grabstein

Anfang Juni machten sich sechs engagierte ehrenamtliche Museumsführerinnen auf den Weg nach Höchberg bei Würzburg, um einen historischen Grabstein zu bergen und ihn ins Museum Shalom Europa zu bringen. „Der Stein gehörte ursprünglich zu dem 1147 angelegten mittelalterlichen Judenfriedhof auf dem Gelände des heutigen Juliusspitals“, erläuterte dazu Franz Josef Erb. „Nach der Zerstörung des Friedhofs im 16. Jahrhundert wurden fast alle Grabsteine für das Mauerwerk des Frauenklosters St. Markus im Stadtteil Pleich verwendet. Beim Abriss dieses Gebäudes im Jahr 1987 waren viele Steine verschwunden.“

Dennoch gelang es David Schuster und Prof. Karlheinz Müller, diese Hinterlassenschaft zu retten, um die Steine später im Kulturzentrum, eingebunden in moderne Museumspädagogik, zu präsentieren. Diese Zeitzeugen aus Stein erinnern heute an eine recht lebendige jüdische Gemeinde zwischen 1126 und 1346.

Bei einer Exkursion in Höchberg vor einem Jahr stellte Prof. Müller auf dem Friedhof fest, dass ein Stein aus dem historischen Bestand stammt. Es wurde darüber nachgedacht, wie der Findling zurückzuholen ist. Die Rettungsaktion mit einer längeren Vorbereitungsphase plante der Wissenschaftler akribisch, unterstützt durch eine hoch motivierte Koordinierungsgruppe. „Da einige Genehmigungen bei der Gemeinde Höchberg eingeholt werden mussten, wurde die Überführung ein paar Mal verschoben. Bei der letzten Sitzung der Koordinierungsgruppe war dann alles perfekt“, erklärte Franz Urban die Feinheiten der Vorbereitungen.



Foto: Franz Josef Erb

Vor Ort wurde dann am 10. Juni zunächst fleißig mit dem Spaten gearbeitet, bis der Grabstein frei lag. Vier Männer und eine Frau bemühten sich anschließend, den Findling aus der Mulde zu heben. „Der Stein war sehr tief im Boden verankert“, berichtete Klaus Warmut. „Deswegen fiel es uns nicht so leicht, ihn zu bergen.“ Für kurze Wege war eine Sackkarre im Einsatz. Danach wurde das Fundstück mit langen Riemen in einen Autoanhänger verfrachtet und dort fixiert. Die Reise von Höchberg bis zum Kulturzentrum in Würzburg dauerte nicht lange.

„Es hat mir Spaß gemacht“, sagte danach die an der Bergung beteiligte Ursula Jäger. „So eine Aktion ist etwas Besonderes und nichts Alltägliches.“ Jetzt liegt der historische Grabstein dort, wo er auch hingehört, im Museum Shalom Europa in Würzburg.

Tatjana Lodermeier

Gedenkstätte Dürrenberg übergeben

In Heidingsfeld erinnert seit Anfang Juli eine Gedenkstele am Dürrenberg zusammen mit drei Informationstafeln an die Geschichte der Jüdischen Gemeinde und an die zerstörte Synagoge.

Seit Jahren sei das Gedenken an die Würzburger Juden, die früher hier lebten, von denen viele verfolgt und ermordet wurden, ein wichtiger Teil der städtischen Erinnerungskultur, erklärte der Würzburger Oberbürgermeister Christian Schuchardt bei der Einweihung des Gedenkortes. „Wir werden alles tun, um zu verhindern, dass Rassismus, Antisemitismus und Ausgrenzung von Minderheiten in Würzburg wieder gesellschaftsfähig werden.“ Deshalb sei es gerade heute so wichtig, die Erinnerung wach zu halten und das gute Miteinander in Würzburg zu fördern. „Wir sind gemeinsam für den Frieden in der Stadt verantwortlich“, so Schuchardt.

Dr. Josef Schuster, Präsident des Zentralrates und der Würzburger Gemeinde, strich die Rolle der Jüdischen Gemeinde in Heidingsfeld heraus. Da Juden damals in Würzburg nicht wohnen durften, wuchs die Heidingsfelder Gemeinde zu einer der bedeutendsten in Bayern an. Im Laufe der Zeit seien aber viele nach der Aufhebung des Verbots nach Würzburg zurückgezogen. „Es ist wichtig, dass wir die Stele, die schon länger existiert, nun mit Worten ausgestalten“, betont Schuster mit Blick auf die Informationstafeln, die die lange Geschichte der Jüdischen Gemeinde in Heidingsfeld darstellen.

Auf das Selbstverständnis des Städtchens Heidingsfeld, das bis in die 1930er Jahre selbständig war und auch heute noch ein starkes Selbstbewusstsein hat, machte Stefan Rettner, Vorsitzender der Bürgervereinigung Heidingsfeld, aufmerksam.



Von links die Stadträte Heinz Braun, Benita Stolz, Emanuele La Rosa, Heinrich Jüstel, Udo Feldinger zusammen mit Oberbürgermeister Christian Schuchardt, Stefan Rettner von der Bürgervereinigung Heidingsfeld, Dr. Josef Schuster, Präsident des Zentralrates der Juden, Victor Heck und Stadtrat Willi Dürrnagel vor den neuen Informationstafeln am Dürrenberg.

Foto: Christian Weiß



Konzert S. Brauner / K. Troyke

Sie kennen sich schon seit mehr als 25 Jahren. Er wuchs in Ost-Berlin auf, sie in West-Berlin. Nach dem Mauerfall treffen sie sich immer wieder mal, aber erst vor drei Jahren beschließen Sharon Brauner und Karsten Troyke gemeinsam aufzutreten. „Es war beim 1. New Yorker Festival 2015. Wir traten nacheinander als Solosänger auf. Danach tauschten wir uns mit unseren Eindrücken intensiv aus und beschlossen, gemeinsam kreative Ideen zu entwerfen“, kommentiert der Sänger dieses Ereignis. Seitdem gibt das Quartett jährlich ca. 20 Konzerte in jüdischen Gemeinden bundesweit.

Mit freundlicher Unterstützung durch den Zentralrat der Juden in Deutschland gastierten die Musiker aus Berlin am 3. Juni im Kulturzentrum Shalom Europa Würzburg. Nach der Begrüßung bedankte sich Sharon Brauner bei den Zuschauern im David-Schuster-Saal für ihre Geduld und ihr anhaltendes Interesse, da das Konzert zweimal wegen schlechtem Wetter abgesagt werden musste.

„Was brauchen wir so im Leben? Liebe, Gesundheit, ein paar Geldmoneten, treue Freunde und auch Freude am Leben.“ So leitet die Sängerin den ersten Song „Abigezunt“ ein, den sie im Duett mit Karsten Troyke präsentiert. Es folgen heitere jiddische und deutsche Lieder, die das Künstlerpaar mit schwungvollen Tanzeinlagen beeindruckend performt. Das enganliegende Etuikleid aus Silberpailletten betont die schöne Figur der Künstlerin. Und wenn sie tanzt, dann flattert der hellgraue Strickcardigan um ihre Hüften herum und der silberne Herzanhänger am Hals flattert mit im Takt. Die Stimmung unter den Gästen steigt. Das



feurige Solo von Geiger Daniel Weltlinger und seine ausgeklügelte Pizzicato-Technik sorgen für langen Applaus. Harry Ermer versetzt das Publikum in Staunen, wenn er zwei Musikinstrumente gleichzeitig spielt. In der rechten Hand hält er die Mundharmonika und mit links kreierte er die Klavierbegleitung.

Es geht auch heiter weiter. Die Bühne ist der Ort, wo Sharon Brauner ihre hinreißende Wirkung entfaltet. Sie singt, tanzt, spielt Ukulele und Tamburin. Karsten Troyke animiert die Zuschauer zum gemeinsamen Singen. Da im Publikum viele russische Mitglieder der Gemeinde sitzen, werden auch Klassiker wie „Bublitschki“ und „Schwarze Augen“ aufgeführt. Karsten traut sich was und singt einige Lieder auf Russisch. „Bravo!“ – ruft immer wieder das Publikum.

Insgesamt siebzehn Lieder auf Jiddisch, Hebräisch, Deutsch, Russisch und Englisch werden vom Quartett um Sharon Brauner und Karsten Troyke vorgetragen. Die Kulturinteressenten im gut gefüllten David-Schuster-Saal sind davon sehr begeistert und bedanken sich mit guten Worten und fränkischem Wein.

Tatjana Lodermeier

Philosophisches Seminar

Seit 15 Jahren öffnet die Initiative des Jüdischen Soziokulturellen Vereins JSKV (Ru: ECKO) unter dem Dach von Shalom Europa in Würzburg Monat für Monat ihre Tür für alle Interessenten, die sich über philosophische Problemstellungen der modernen Wissenschaften austauschen wollen. Pro und Contra werden vorgetragen, Freunde und Gleichgesinnte diskutieren lebhaft miteinander und überzeugen ihre Widersacher mit triftigen Argumenten.

Gegründet wurde dieses Forum von Professor E. E. Kovaljov, dem Gelehrten auf dem Gebiet der Weltraumindustrie. Das Seminar ist in Form einer Ringvorlesung so konzipiert, dass jede Sitzung aus einem Vortrag und einem daran anschließenden Gedankenaustausch besteht. Federführend sind aktuell Stanislav Yarzhemovskiy (Kurator) und Edvard Kovalertschuk (wiss. Sekretär).

Über die Ziele der Veranstaltungen schrieb die Chefredakteurin der Gemeindezeitung „Unser Panorama“ (April 2016) Margarita Gogolewa: „Der Sinn dieser intellektuellen ‚Spiele‘ ist das Wohl. Die hohe Wahrheit lässt uns teilhaben an den Grundlagen des Seins, und schon allein das ist ein kostbares Geschenk. Die Wahrheit, unter anderem auch die wissenschaftliche, erhöht den Menschen, erhebt ihn über den Alltag auf solche Höhen, dass sein Atem stockt. Das Hohe in der empirischen Vielfalt zu finden ist an sich eine Kunst. Unser Seminar trägt zu dieser Suche bei.“

Im Fokus der Überlegungen der Intellektuellen stehen gegenwärtig zwei philosophische Richtungen. Zum einen wird über die ontologische Frage nachgedacht: Was ist unsere Welt und wie entwickelt sie sich? Zum anderen werden zahlreiche Ansichten zu einer erkenntnistheoretischen Fragestellung gesammelt: Woher wissen wir das, was wir glauben zu wissen? Der sichere Anker der Überlegungen bleibt nach wie vor die Physik als Wissenschaft. Außerdem werden gerne soziologische sowie wirtschaftswissenschaftliche Grundannahmen in die Gespräche eingebunden.

Das Seminar wird größtenteils auf Russisch geführt; dennoch sind auch deutschsprachige Lektoren gern gesehene Gäste. So nahm Günter Meier mit einer Reihe an Vorträgen zum Thema „Deutsche Wissenschaftler auf den Gebieten des Raumschiffs und Atomenergie“ am Forum teil, auch Rainer Wolf mit seinem Beitrag „Aberglaube auf dem Prüfstand der Wissenschaft“. Die Sitzungen werden mit dem Studentenlied „Gaudeamus igitur“ eingestimmt, welches gemeinsam auf Latein gesungen wird.

Tatjana Lodermeier



Vorne links Edvard Kovalertschuk, hinten rechts Stanislav Yarzhemovskiy beim philosophischen Seminar.
Foto: Larissa Dubovska

Mini-Machane

Als alle Madrichim Ende Mai im Haus Wiesengrund im Bayerischen Wald ankommen, heißt es erst mal Plakate schreiben, aufhängen, Zimmer aufteilen, Material auspacken und Programme vorbereiten. Nachdem wir uns spät in der Nacht für ein paar Stunden hinlegen konnten, ging es nach einem gemeinsamen Frühstück mit der Vorbereitung des Machane-Liedes und des Tanzes weiter. Nachmittags kamen auch schon die Kinder und wir starteten nach einem gemeinsamen Mittagessen mit der Vorstellung des „Machane Menora“.

Das Madrichim-Team hat sich den Kindern in Form eines Videos vorgestellt. Das Team des Hauses stellte sich ebenfalls vor und wir gingen gemeinsam die Regeln von unserem Machane und dem Aufenthalt im Haus Wiesengrund durch. Nach dem organisatorischen Beginn haben wir das Machane mit einer Runde Tanzen und Singen offiziell begonnen. Schon in wenigen Minuten brüllten über 30 Kinder den Text unseres Machane-Liedes „Wo ist das Licht? – Menora! Du bist das Licht! Gib es weiter! Wir zünden jeweils eine Kerze, bis der Shabbes kommt und die neue Woche anfängt!“ und wir tanzten unseren Machane-Tanz zum Song „Toy“ von Netta, der Israel den Sieg beim Eurovision Song Contest brachte.

Danach ging es an die Einteilung der Kinder in Kwutzot und der Verteilung der Zimmer. Nach dem Abendessen gab es einen Singabend mit Machane-Klassikern wie „Kol haolam kulo“ und „Ana be-

koach“. Der Mittwoch begann mit dem Morgengebet und einem gemeinsamen Frühstück. Danach gab es Iwrith bei Sarah Bruckner, Rav Bruckner und Or. Es ging dann mit Theater-, Sport- und Tanzchugim und anschließend Peulot in den Kwutzot mit dem Menora-Programm, welches wir Madrichim in Israel kennengelernt haben, weiter.

Nach dem gemeinsamen Mittagessen gingen die Kinder mit den Teamern von den „Erlebnistagen“ für ein paar Stunden Spielprogramm in den Wald. Als sie dann ganz ausgepowert und glücklich zurückkamen, gab es erst mal Abendessen und anschließend ein Abendprogramm der Madrichim. Donnerstag war, wie angekündigt, der aktionsreichste und produktivste, aber auch der anstrengendste Tag des Mini-Machane. Nach Morgengebet und Frühstück gab es, mit einer Mittagspause, bis in den späten Nachmittag ein Kletterprogramm und Menora-Peulot im Zirkelsystem für die Kwutzot.

Tanzeinlagen zu „Toy“ waren im Tagesablauf nie zu vermeiden. Anschließend genossen die Jungen eine Stunde Iwrith mit Rav Bruckner und die Mädchen Chalotbacken mit Sarah Bruckner. Als krönenden Abschluss des Menora-Programmes gab es ein Kwutzabattle im Menora-Brettspiel, bei dem man nur darüber staunen konnte, wie viel die Kinder in so kurzer Zeit über die Geschichte des jüdischen Volkes spielerisch gelernt haben und das Erlernte auch erfolgreich anwenden konnten. Den Abend ließen wir ge-



meinsam mit dem Team vom Haus mit Gesang am Lagerfeuer ausklingen. Freitag ging, wie schon üblich, mit Gebet und Frühstück los. Da es unser letzter Tag im Bayerischen Wald war, musste aufgeräumt und gepackt werden. Nach einem Gruppenfoto-Shooting und der Verabschiedung vom Team der „Erlebnistage“ ging es für uns alle schon in den Bus auf den Weg nach Passau und anschließend mit dem Zug zurück nach Hause.

Alexandra Chernyshenko



Von Bayern nach Israel

Dr. Zwi Braun zum 70. Geburtstag
Von Yizhak Ahren

Die Literatur zum Wochenabschnitt, der jeden Schabbat in der Synagoge vorgetragen wird, wächst ständig. Dass auch im deutschsprachigen Raum nach der Schoa neue Kommentare und Glossen zur Tora erschienen sind, zeugt von der Lebendigkeit des toratreuen Judentums. Ein Autor, von dem bisher schon 4 Bände in deutscher Sprache zu den Wochenabschnitten vorliegen, heißt Dr. Zwi Braun. Am 21. November kann dieser freundliche Zeitgenosse seinen 70. Geburtstag feiern.

Geboren wurde Braun 1948 im bayerischen Rosenheim. Die Familie ließ sich in München nieder, wo der Knabe zur Schule ging und später an der Universität Chemie studierte. Seine Dissertation schrieb Braun auf dem Gebiet der Biochemie an der Eidgenössischen Technischen Hochschule ETH in Zürich. Neben seiner beruflichen Tätigkeit war Braun stets im jüdischen Leben Zürichs sehr aktiv. Nach seiner Pensionierung ist der überzeugte religiöse Zionist vor wenigen Jahren mit seiner Frau Charlotte nach Netanya (Israel) übersiedelt.

Mehrere Jahre lang schrieb Braun die für eine jüdische Zeitung obligate Kolumne zum Wochenabschnitt im „Israelitischen Wochenblatt“ (Zürich). Aus dieser Arbeit sind zwei materialreiche Bücher hervorgegangen: „Drei Minuten Ewigkeit“ (1997) und „Zeitlos aktuell“ (2002). Beide Bücher, die vom Publikum gut angenommen wurden, enthalten populär gehaltene Betrachtungen zum Wochenabschnitt, die selbstverständlich auch heute noch lesens-



wert sind. Braun zitiert aus den verschiedenartigsten Tora-Kommentaren; ganz besonders liebt er Erklärungen des liberalen Rabbiners Benno Jacob.

Erwähnenswert ist, dass Wladimir Weißberg eine Auswahl der Essays von Braun ins Russische übersetzt hat. Die „Chewro Ahavas Reim“ in Köln hat dieses Werk im Jahre 2006 veröffentlicht. Brauns Buch in russischer Sprache hat vielen Juden aus der ehemaligen Sowjetunion als eine Einführung in die Welt der Tora gedient.

Ein groß angelegtes Projekt hat Braun vor fünf Jahren in Angriff genommen. „Tora Funken“ lautet der Titel des fünfbandigen Werkes, von dem uns bereits die ersten zwei Bücher vorliegen (Zürich 2013 und

Netanya 2017). Der dritte Band soll demnächst gedruckt werden. Für das noch unvollendete Projekt wählte Braun ein neues Format. Zu lesen sind nicht wie früher abgerundete Essays zu einem bestimmten Thema, sondern wir finden nun kurze Bemerkungen zu einzelnen Versen. Manchmal lässt der Autor auch seine Frau Charlotte zu Wort kommen, die ebenfalls exegetische Ideen hat.

Wie Braun im Vorwort zum ersten Band bemerkt, hat ihn schon immer das weite Gebiet der Gematriot fasziniert, d.h. der Tora-Auslegungen aufgrund des Zahlenwertes von Wörtern und Wendungen. Wer Deutungen mittels Gematriot gerne hat, wird viele schöne Beispiele in den Tora Funken finden. Aber auch wer von diesen Gleichungen oder Zahlenspielen nicht sonderlich beeindruckt ist, wird in Brauns Spätwerk zahlreiche originelle Gedanken finden. Der Midrasch spricht von 70 Interpretationsmöglichkeiten der Tora. Von jedem geistreichen Autor kann man einiges Neue lernen.

Dem Jubilar Dr. Zwi Braun wünschen wir, dass er auch weiterhin viele strahlende Funken bei seinem Tora-Studium findet. Möge der stets verbindlich und bescheiden auftretende Autor bei guter Gesundheit sein selbstgestecktes Ziel (5 Bände „Tora Funken“) in absehbarer Zeit erreichen. Es freuen sich mit ihm nicht nur Familienmitglieder und seine Freunde, sondern auch alle diejenigen, die deutschsprachige Tora-Interpretationen zu schätzen wissen.

Wolffsohns Familiengeschichte

Der Titel des Buches von Michael Wolffsohn mag für manchen Leser irritierend klingen: „Deutschjüdische Glückskinder – Eine Weltgeschichte meiner Familie“. Kann es „deutschjüdische Glückskinder“ geben? Es gibt sie, und nach der Lektüre des spannenden, ungemein informativen Buches verstehe ich, wie der Historiker und Autor den Begriff „Glückskind“ und die Schreibung „deutschjüdisch“ ohne Bindestrich meint.

Sein neues Buch ist 2017 als Hardcover erschienen und soll demnächst auch als Taschenbuch erhältlich sein. Der Unter-

titel „Eine Weltgeschichte meiner Familie“ wird im Laufe der Lektüre erläutert und einsichtig, denn aus der exemplarischen Familiengeschichte der Wolffsohns lassen sich zeitgeschichtliche Erkenntnisse ableiten. Aus dem Titel spricht also nicht Arroganz, sondern eher der Mut, offen über eigenes Erleben der ganz privaten Familiengeschichte zu sprechen und daraus Rückschlüsse auf größere Zusammenhänge zu ziehen.

Am Beispiel seines Großvaters Karl Wolffsohn und weiterer Familienmitglieder weist Wolffsohn überzeugend nach, dass beharr-

liches Festhalten an einigen wenigen Prinzipien, wie die Akzeptanz der Werte des Rechtsstaates, Furchtlosigkeit im Umgang mit Wahrheit und Dialogbereitschaft langfristig durchaus zu einer zufriedenstellenden Lebenssituation führen kann.

Karl Wolffsohn, geboren 1881 in Wollstein, damals Preußen, ging um 1900 nach Berlin, wo er bei Ullstein eine Druckerlehre begann. Der junge Karl gründete 1908 mit seinen Brüdern Max und Jacques eine eigene Buchdruckerei samt Verlag, die Gebrüder Wolffsohn GmbH. Aufgrund seines Interesses für

Filme entwickelte der Jungunternehmer nach Übernahme der Filmzeitschrift Lichtbildbühne auch ein Archiv für Filme und Filmliteratur, „das weltweit erste und bis 1933 größte Archiv für Filmwissenschaft“.

Er hatte erfasst, dass Kino den Menschen mit kleinem Geldbeutel ein kleines Vergnügen ermöglichte, und er gründete zusammen mit anderen Unternehmern die „Lichtburg“-Kinos in Berlin, Essen und Dortmund, auch das „Plaza“, ein Variété mit 3000 Plätzen und die berühmte „Scala“ in Berlin. Auch im Bereich der Immobilienwirtschaft verfolgte Karl Wolffsohn mit der Wohnanlage „Gartenstadt Atlantic“ in Berlin den Grundsatz, „Menschen mit niedrigem Einkommen ... luftige, lichte Wohnungen mit Grün mitten in der Stadt“ einen lebenswerten Ort zu verschaffen. Neben Einkaufsmöglichkeiten und Restaurants gab es dort auch eine Lichtburg.

Ab 1933 begann gnadenlos die Arisierung, also die Beschlagnehmung jüdischen Vermögens. Dagegen wehrte sich Karl Wolffsohn erfolgreich bis 1939. Von August 1938 bis Februar 1939 kam er in Schutzhaft, „weil er sich beharrlich geweigert hatte, die Gartenstadt Atlantic arisieren zu lassen“. In letzter Minute fand er schließlich eine Lösung. „Aus taktischen Gründen, um den Schein der Arisierung zu wahren, wurde ein Pro-forma-Kaufvertrag verfasst. Geld floss jedoch nicht auf Wolffsohns Konto. Es war ein Scheinkauf.“

Sofort nach der Entlassung „verkaufte“ er die Aktien der Gartenstadt an vier „Käufer“, mit denen er jedoch in persönlicher Absprache „eine Treuhandschaft vereinbarte. Einer der vier Käufer gab nach 1945 seine Aktien unverzüglich zurück“. Die drei anderen konnten nur mit äußerster Hartnäckigkeit seitens Karl Wolffsohns dazu bewegt werden. Mit Ausnahme der Gartenstadt Atlantic hat Karl Wolffsohn fast sein ganzes Vermögen verloren. Auch die Kinos in Düsseldorf, Köln und Dortmund, die Berliner und die Essener Lichtburg und die Variétés.

Im Gegensatz zu vielen anderen jedoch gelang es den meisten Familienmitgliedern unter Verlust von sehr viel Geld und Besitz das nackte Leben zu retten. Karl Wolffsohn reiste mit seiner Frau Recha im Frühjahr 1939 über die Niederlande und Belgien nach Britisch-Palästina, wo sie aber nie richtig heimisch wurden. Ihre beiden Söhne, Willi und Max, die schon dort waren, entwickelten sich unterschiedlich. Willi wurde glühender Zionist und kämpfte in der Jewish Brigade, wo er

seine Frau kennenlernte. Beide bauten am Fuß des Tabor-Berges einen Bauernhof auf.

Max übernahm die väterliche Glasversicherung, mit der sich Karl in Britisch-Palästina eine bescheidene Existenz aufgebaut hatte und heiratete Thea, deren faszinierender Lebensbericht in das Buch eingebaut ist. Hier wird in knapper Form das Leben in Deutschland von 1933 bis 1939, das Leben in Israel bis 1947 und dann wieder in Berlin bis 2015 geschildert. Eine weltoffene, kluge Frau erzählt selbst erlebte Geschichte in kleinen Geschichten, die in ihrer Direktheit, Klarheit, Selbstkritik und Offenheit nicht zu überbieten sind. Einem jugendlichen Leser von heute wird hier erfahrbar, dass vor dem Glück die Wachsamkeit steht, die sowohl die eigenen Egoismen als auch die Brutalitäten anderer zu reflektieren hat. Die Beschreibung ihrer Herkunftsfamilie Saalheimer, die in Bamberg einen Damenkonfektionshandel betrieb, ist hinreißend und kann langweilige Stunden im Geschichtsunterricht ersetzen.

1949 kehrte Karl Wolffsohn nach Berlin zurück, um seinen Besitz wieder zu erlangen. 1954 bat er seinen jüngeren Sohn Max mit Frau Thea und Kind, dem damals zehnjährigen Verfasser, nach Berlin zu kommen, um ihn zu unterstützen. Dass die einst in den besten Wohnvierteln Berlins lebende Familie Wolffsohn sich nun als Untermieter auf kleinstem Raum einrichten musste, ist nur ein kleiner Hinweis auf die schwierigen Verhältnisse, unter denen die Familie um ihr Recht gekämpft hat.



Jenseits der persönlichen Tragödien vieler Juden, die um die Rückerstattung ihres Eigentums betrogen wurden, analysiert der Verfasser klar die politisch-historischen Verhältnisse, die dieses Unrecht nach 1945 ermöglichten und nennt drei Gründe: das Interesse der Westmächte, Deutschland als Bollwerk gegen die Bedrohung durch die kommunistische Sowjetunion aufzurüsten, das weitgehend gleiche Personal in der Justiz wie vor 1945 und „die Unwilligkeit der Bevölkerung“.

1957 starb Karl Wolffsohn. Der Vater von Michael Wolffsohn, Max Wolffsohn, widmete sich „bis an sein Lebensende der Gartenstadt Atlantic.“ Der Geschichtsprofessor Michael erbte 2000, nach dem Tod des Vaters Max, die Gartenstadt Atlantic und entschloss sich, das Familienerbe zu erhalten. Die Gartenstadt wurde aufwändig saniert und ist heute ein Vorzeigemodell für gelingende Integrationsarbeit in einem vorher schwierigen Stadtteil Berlins.

Dankbarkeit scheint durch, wenn der Autor an vielen kleinen Episoden deutlich macht, wie sehr es ihn bis heute wundert, dass er sich „ohne Gefahr für Leib und Leben“ als Subjekt fühlen kann in einem Staat, in dem demokratische Strukturen greifen. Als Professor an der Bundeswehruniversität München (1981–2012) hatte Wolffsohn manche öffentliche Anfeindung zu bestehen, die in der Auseinandersetzung über die Begriffe „legal“ und „legitim“ mit dem damaligen Bundesverteidigungsminister Peter Struck einen Höhepunkt fand. Dennoch schreibt er freimütig: „Man vergleiche meine politischen Einfluss- und Widerspruchs-, also Selbstbestimmungs-Möglichkeiten mit denen meiner Vorfahren im jeweiligen Militär. Nicht nur 100, sondern Lichtjahre scheinen vergangen.“

Ausführlich berichtet wird im Kapitel „Götterdämmerung“ über die Streitthemen des Verfassers mit einigen öffentlichen Vertretern der jüdischen Gemeinde in Deutschland, wie zum Beispiel mit Heinz Galinski und Ignatz Bubis. Dabei betont der Autor: „Kaum ein Gruppenstreit ist so heftig wie ein innerjüdischer. Schon das Alte Testament berichtet darüber. Jüdische Streitkultur ist meist heftig und nicht selten mehr Streit als Kultur, aber sie stärkt Individuen und Kollektiv im Überlebenskampf.“

Es ist diese Stärkung des Individuums, die sich an der persönlichen Entwicklung Michael Wolffsohns vor dem Hintergrund der Schilderung historischer Fakten und

Zusammenhänge erkennen lässt. Sie macht die Lektüre neben den reinen Sachinformationen so spannend. Hier schreibt jemand, der selbst heftig streiten kann, über dem Streiten aber nicht vergisst, dass er ein Mensch mit Schwächen und Fehlern ist, der sich irren kann und in einer sympathischen Weise zu Selbstkritik und Selbstironie fähig ist.

Zum Streit mit Galinski in der Jüdischen Gemeinde Berlin sei erwähnt: „1990/91 setzte er, sehr zum Missfallen Jerusalems, bei der Regierung Kohl durch, dass nicht alle Juden, welche die Sowjetunion verließen, automatisch nach Israel müssten, sondern auch nach Deutschland kommen könnten. Ohne diese demografisch-strategische Weitsicht Galinskis wäre das seinerzeit völlig überalterte und winzige Judentum in Deutschland eher über kurz als lang ausgestorben.“ Damals war Wolffsohn der Meinung, Sowjetjuden

sollten zuerst nach Israel auswandern. „Galinski und ich fochten diese Meinungsverschiedenheit offen aus. Er obsiegte – und er hatte recht. Sage ich inzwischen.“

Das Judentum von vor 1933, dem sich Wolffsohn zugehörig fühlt, ist „ausgestorben (worden)“. Dabei hat Wolffsohn eine versöhnliche Haltung, denn „unbestreitbar hat uns die selten freundliche Außenwelt durch ihre Unfreundlichkeit und Feindschaft zusammengeschweißt, aber es gab und gibt genügend innere Leitlinien, die sich als individueller und kollektiver Kompass bewährt haben. Sie waren lange religiös motiviert und wurden auch trotz und nach der Verweltlichung konserviert.“

Dieses Buch ist auch für junge Leser hochinteressant, um sich über die Entwicklung der Bundesrepublik nach 1945

unterhaltsam zu informieren. Ein bequemes Buch ist es aber nicht, sowohl in Bezug auf den Erzählfluss als auch in Bezug auf die Inhalte. Manchmal springt der Erzähler von einem Thema zum anderen und der Leser hat die Bausteine zusammenzufügen, eine kleine, aber lohnenswerte Denkaufgabe.

Bei der Lektüre wäre anstatt der Genealogie in Form einer reinen Auflistung der Personennamen die Darstellung der verwandtschaftlichen Beziehungen als graphische Struktur hilfreicher gewesen.

Priska Tschan-Wiegelmann

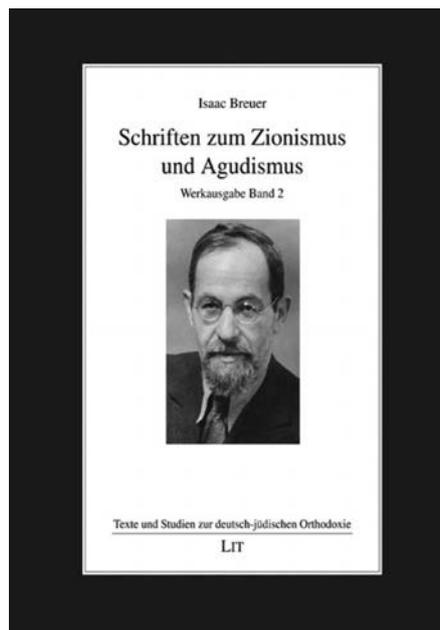
Michael Wolffsohn: Deutschjüdische Glückskinder – Eine Weltgeschichte meiner Familie, 432 S., dtv Verlagsgesellschaft, München 2017.

Erzählungen eines jüdischen Philosophen

In der Zeit vor der Schoa war die deutsche Judenheit oft der Diskussionsklub des Diasporajudentums. Einer der bekanntesten Sprecher der Orthodoxie war der Religionsphilosoph Dr. Isaac Breuer (1883–1946). Sein vielseitiges Werk ist in der heutigen deutschsprachigen Welt nur noch Spezialisten bekannt. Das Erscheinen einer Isaac Breuer Werkausgabe (IBWA) ist sehr zu begrüßen. Das IBWA macht Breuers Schriften, die originelle Einsichten enthalten, mehr als 70 Jahre nach dem Tod des Autors, den Nachgeborenen wieder zugänglich.

Dem nun vorliegenden 3. Band gaben die Herausgeber M. Morgenstern und M. Hildesheimer den Titel „Frühe literarische Texte“. In diesem Buch sind kurze Geschichten über Konflikte und Lebensentscheidungen sowie eine längere historische Erzählung abgedruckt. Um die Lektüre zu erleichtern, wurden hebräische Zitate ins Deutsche übersetzt und Anspielungen auf biblische und talmudische Stellen nachgewiesen. In Fußnoten werden historische und judaistische Erläuterungen gegeben. Druckfehler in den Vorlagen haben die Herausgeber korrigiert. Ein Kommentar zu jedem Text hilft dem Leser eine Antwort auf die klassische Frage zu finden: Was wollte uns der Dichter sagen?

Die historische Erzählung „Jerusalem“ wurde 1903 als Fortsetzungsroman in einer Zeitung veröffentlicht. Hinter der Hauptgestalt David Ben Sebulon verbirgt



sich, wie der Autor in seiner Autobiografie Jahrzehnte später bekannte, der Zionistenführer Theodor Herzl, der damals noch lebte.

Die Erzählung schildert die Judenverfolgung in England Ende des 12. Jahrhunderts. In seinem Kommentar stellt Asher Bieman fest, dass Breuer sich auf eine Darstellung des Historikers Heinrich Graetz gestützt habe. Es ging dem Autor jedoch in erster Linie um Probleme des 20. Jahrhunderts: Wie soll man den politischen Aktivismus von Juden bewerten? Die Erzählung läuft auf eine Kritik des zionistischen Handelns hinaus. Dass Breuer

später seine Position revidierte, hat sein Sohn Mordechai Breuer in einer Abhandlung dargelegt, die von den Herausgebern angeführt wird.

Der neue Band der IBWA enthält auch einige bisher ungedruckte Texte von Breuer. Es handelt sich um Hochzeitsgedichte und Couplets, die sich im Archiv des Kibbuz Chafetz Chajim fanden. Diese Gelegenheitsarbeiten zeigen, dass Breuer eine Hochzeitsgesellschaft geistreich zu unterhalten verstand. Der Verfasser hat diese Gedichte nicht publiziert, und er wusste wohl, weshalb er so handelte.

Erwähnenswert ist, dass im vorliegenden 3. Band sämtliche Veröffentlichungen Isaac Breuers aufgelistet sind. Wer bestimmte Texte lesen will, die nicht in die IBWA aufgenommen wurden, weiß nun, in welcher Publikation sie zu finden sind. Wie geht es weiter mit der IBWA? Nach dem Plan der Herausgeber wird eine kommentierte Neuedition von Breuers Hauptwerk „Der neue Kusari“ (1934) als 4. Band erscheinen. Der Schreiber dieser Zeilen ist gespannt, ob Breuers in einer Fußnote erwähnte Manuskript „Ich und der Krieg“, das für die Forschung sicher interessant sein dürfte, im Rahmen der IBWA das Licht der Welt erblicken kann.

Yizhak Ahren

Isaac Breuer: Frühe literarische Texte, Werkausgabe Band 3, 294 S., LIT Verlag, Berlin, 2018.

Simon-Snopkowski-Preis 2018



Rund 300 Gäste aus Politik und Kultur folgten der Einladung der Ehrenvorsitzenden der Gesellschaft zur Förderung jüdischer Kultur und Tradition e.V. Ilse Ruth Snopkowski zur festlichen Simon-Snopkowski-Preisverleihung 2018 in das Cuvilliéstheater der Münchner Residenz.

Kultusminister Bernd Sibler übermittelte in Vertretung des Schirmherrn, Ministerpräsident Dr. Markus Söder, die Grüße der Bayerischen Staatsregierung. Ausdrücklich dankte Kultusminister Sibler Ilse Ruth Snopkowski für ihr großartiges Engagement gegen das Vergessen und für die Erinnerung.

Der Simon-Snopkowski-Preis wird alle zwei Jahre von der Gesellschaft für jüdische Kultur und Tradition e. V. für besondere Verdienste auf dem Gebiet der Forschung zur jüdischen Geschichte und Kultur bzw. zum Holocaust mit besonderem Bezug zu Bayern, vorzugsweise an jugendliche Forscher verliehen.

Den ersten Preis erhielt das Regiomontanus-Gymnasium Haßfurt für das internationale Projekt „Local traces of Jewish life in Europe“, bei dem über 100 Schülerinnen und Schüler aus fünf europäischen Ländern (Deutschland, Rumänien, Polen, Griechenland, Portugal) im Rahmen von gemeinsamen Projekten zur jüdischen Geschichte Europas forschten. Den zweiten Preis teilten sich das Friedrich-Rückert-Gymnasium Ebern für die Wanderausstellung „Vergissmeinnicht –



Von links: Jutta Schuster, Ehrenvorsitzende Ilse Ruth Snopkowski, Dr. Josef Schuster, Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, Barbara Stamm, Präsidentin des Bayerischen Landtags.

Foto: Andreas Gebert

Das Schicksal von jüdischen Kindern aus den ehemaligen Landkreisen Haßfurt, Hofheim und Ebern in der Zeit des Nationalsozialismus“ und das Gabrieli-Gymnasium Eichstätt für die Ausstellung „Hoffnung – Das Erbe von Emilie und Oskar Schindler“. Ein Sonderpreis ging an 7 Schülerinnen und Schüler des Gymnasiums Höchstadt a. d. Aisch für ihre herausragenden Seminararbeiten zu „Antisemitismus in Geschichte und Gegenwart“.

Bundespräsident a. D. Joachim Gauck erhielt den diesjährigen Ehrenpreis für seine herausragenden Verdienste um die konsequente Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft und für seinen Einsatz für die stetige

Erinnerung an deren Opfer aus der Hand der Ehrenvorsitzenden Ilse Ruth Snopkowski. Die Laudatio hielt der Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland und Präsident des Landesverbands der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern Dr. Josef Schuster. Joachim Gauck zeigte sich sehr beeindruckt von den ausgezeichneten Schülerprojekten und betonte: „Gemeinsam mit jungen Menschen neue Wege zur Begegnung mit der Geschichte zu finden und Verantwortung zu übernehmen für jüdisches Leben in einem offenen, demokratischen Deutschland, – das ist eine große Aufgabe. Der Simon-Snopkowski-Preis für die engagierten und kreativen Schüler zeigt uns, dass sie gelingen kann.“



Bundespräsident a. D. Joachim Gauck (1. v. rechts) und Ilse Ruth Snopkowski (2. v. links) mit den Preisträgerinnen und Preisträgern.

Foto: Andreas Gebert

Тайна календаря

Умение делать календарные расчеты называется в еврейских источниках «тайной». Но парадокс состоит в том, что этой тайной должны владеть все. В трактате «Шаббат» (75а) приводятся слова р. Шмуэля бар Нахмани от имени р. Йоханана: «Откуда мы знаем, что каждый человек обязан уметь вычислять календарь и движение звезд? Ведь сказано (Втор. 4,6): *ибо это мудрость ваша и разум ваш пред глазами народов*. Что же это за мудрость, которая доступна всем народам? Это умение вычислять календарь и движение звезд». Если умением делать календарные расчеты должны владеть все – в чем же тогда «тайна»?

Общие сведения

Еврейский календарь – это, пожалуй, то немногое, что объединяет весь еврейский народ. И недаром для наших мудрецов всегда было особенно важно, чтобы именно в исчислении календаря среди евреев не было разногласий. Когда в 922 году н. э. вспыхнул спор по поводу одной календарной тонкости между раввинами Земли Израиля и Вавилонии, р. Саадья Гаон, крупнейший авторитет своего времени, выступил на стороне Вавилонии и таким образом предотвратил схизму – разделение еврейского народа на течения в зависимости от приверженности одному или другому календарю (т. е. именно то, что произошло на 600 лет позже в христианстве: тогда римский папа Григорий XIII провел календарную реформу, которая было отвергнута Православной церковью, вследствие чего ее календарь оказался смещен по отношению к католическому).

Еще в древние времена, когда начало нового месяца определялось по показаниям свидетелей, которым первым удавалось разглядеть на небе тончайший серп молодой луны и которые были обязаны сообщить об этом судьям иерусалимского Синедриона, провозглашавшего в свою очередь новомесячье, – еще тогда еврейские жители тех мест, куда посланники суда не могли добраться за короткое время, были обязаны удавлять все еврейские праздники. Делалось это именно для того, чтобы даже в случае ошибки оставался хотя бы один праздничный день, общий для всех евреев. Этот обычай сохранился и после того, как после 359 года н. э. при патриархе Гиллеле Шкалендарь стал вычисляться исключительно математически. Сегодня за пределами Земли Израиля удваиваются все праздники кроме Йом Киппура, а Рош га-Шана удваивается даже в Земле Израиля.

Именно желанием не допустить схизмы и объясняется постановление Талмуда о том, что каждый человек обязан владеть знаниями, позволяющими ему самостоятельно вычислить календарь. И вследствие этого все народы смогут восхититься еврейской мудростью – не столько их умением вычислять календарь (это искусство было доступно многим древним народам), сколько пониманием того, что именно доступный и понятный для всех календарь является залогом еврейского единства. Конечно, вычисление календаря требует некоторых астрономических и математических знаний и аккуратности – но все никогда не должно было стать уделом избранных. Знание общедоступно, и любой человек может овладеть им.

Конечно, в наше время многое делают за нас машины. Но это не избавляет нас от обязанности знать и понимать хотя бы основные принципы, лежащие в основе календаря. Тем более жаль, что для большинства евреев даже эти принципы остаются тайной за семью печатями! Давайте же поговорим о них.

День

В основе любого календаря лежит основная единица – день. День (или, точнее, сутки) – это (если не принимать во внимание некоторые астрономические тонкости) вре-

мя, необходимое для одного оборота Земли вокруг Солнца. Этот период принято делить на 24 равных части (24 часа). Как известно, день в еврейском календаре начинается не в полночь, как это принято в гражданском календаре, а вечером накануне. Об этом говорится в самой Торе, которая подводит каждому из дней творения итог словами «И был вечер, и было утро – день такой-то». При расчете еврейского календаря принято отсчитывать время от 6 часов вечера. Таким образом, например, «5 часов» по «еврейским» часам соответствуют 11 часам вечера по «гражданскому» времени, а «15 часов» 9 часам утра. (Для вычисления календаря этого вполне достаточно, а вот для определения фактического начала следующего дня, конечно, требуется знать время захода и восхода солнца. Но это к нашей теме сейчас не относится.)

Час принято делить не на 60 минут, а на 1080 «халаким» (от «хелек», «часть»). Таким образом, 1 хелек = $3 \frac{1}{3}$ с. (Число 1080 кажется несколько случайным, но на самом деле это не так. Дело в том, что оно имеет целых 32 делителя, в том числе все однозначные числа [кроме 7 и, разумеется, 0]. Это делает его удобным при многих вычислениях.) При некоторых расчетах необходимо еще более точное указание времени. Для этого используется другая единица – «рега», «мгновение», причем $1 \text{ «рега»} = \frac{1}{76} \text{ «хелек»}$ (ок. 0,04 с).



Иссахар, сын Якова, получает премудрость исчисления календаря, XVII век

Месяц и год

Другие основные календарные единицы – месяц и год. Для определения их продолжительности используют повторяющиеся явления. Самыми очевидными для наблюдения являются, с одной стороны, смена лунных фаз, а с другой, движение Земли вокруг Солнца, которое можно наблюдать по периодическому повторению расположения «неподвижных» звезд на небосводе (т. е. по видимому движению небосвода вокруг Земли). В первом случае мы имеем дело с лунным календарем, во втором – с солнечным; в первом случае решающую роль играет средняя продолжительность лунного месяца (ок. 29,5 дней), во втором – солнечного (т. н. «тропического») года (ок. 365,25 дней). Легко заметить, что суммарная продолжительность 12 лунных месяцев примерно на 11 дней короче солнечного года. Поэтому, если следовать исключительно за фазами луны, один и тот же день

по лунному календарю будет каждый год смещаться по отношению к солнечному, а значит – и к временам года. Именно это происходит с календарем в Исламе, где праздники могут выпадать на любое время года. В отличие от Ислама, христианский календарь – солнечный, и поэтому многие праздники могут приходиться на любую из лунных фаз (за исключением Пасхи и связанных с ней праздников – здесь сказывается влияние еврейского Пессаха).

Еврейский календарь в основе своей – лунный. Обыкновенный год делится на 12 месяцев, високосный – на 13. Так как один лунный месяц длится около 29,5 дней, то, на первый взгляд, достаточно, чтобы длина месяцев составляла поочередно 29 и 30 суток (очевидно, что в месяце не может быть не целое количество дней). Так оно примерно и происходит (см. таблицу), однако есть несколько нюансов. Первая сложность заключается в том, что длина лунного периода подвержена довольно существенным колебаниям из-за эллиптической орбиты, по которой Луна движется вокруг Земли. Поэтому принято использовать продолжительность

т. н. «синодического» месяца – это то время, которое в среднем проходит от новолуния до новолуния (новолуние – это тот момент, когда луна находится примерно на прямой между Землей и Солнцем и оттого не видна). Уже в Талмуде указана продолжительность синодического месяца с точностью до трети секунды: 29 дней, 12 часов и 793 «халаким» (или 29 дней, 12 часов, 44 мин. 3 1/3 сек.; это значение на 2/15 сек. отличается от значения, которое приводит Гиппарх, древнегреческий астроном, живший во II веке д. н. э., и на полсекунды от значения, принятого сегодня). Как уже было сказано, этот промежуток времени носит чисто теоретический характер, т. к. реальная длина лунного месяца может отклоняться на несколько часов.

Если «просто» чередовать месяцы из 29 и 30 дней, каждый месяц будет «пропадать» 44 мин. и 3 1/3 сек. Таким образом, за год «пропадает», примерно, 8 часов. Чтобы уравновесить эту неточность, примерно каждые три года следует добавлять один лишний день. Для этого удлиняется второй месяц года – Хешван (этот месяц называют еще «Мархешван»), который, таким образом, может состоять из 29 или из 30 дней.

По причинам, о которых мы расскажем позже, также и третий месяц после начала года – Кислев – может длиться как 29, так и 30 дней. Таким образом, обыкновенный год еврейского календаря может иметь в сумме 353, 354 или 355 дней. Год из 353 дней называют «недостаточным» или «ущербным», год из 354 дней – «обыкновенным» или «правильным», а год из 355 дней «достаточным» или «полным».

Високосный год

Вторая сложность заключается в том, что 12 лунных месяцев делятся в сумме примерно на 11 дней меньше, чем один солнечный год. Но многие еврейские праздники привязаны к урожаю, а значит, к временам года (так, например, Тора называет Пессах «весенним праздником»). Для того, чтобы наши праздники не «ползали» по временам года, мы обязаны привести наш пока еще чисто лунный календарь в соответствие с солнечным. Вот как это делается: длина синодического лунного месяца принимается (если выразить ее в десятичной дроби) за 29,53056 дней. Продолжитель-

ность солнечного года принимается за 365,2464 дней (принятая сегодня продолжительность календарного года составляет 365,2425 дней). Теперь посчитаем:

$29,53056 \cdot 235 / 365,2464 = 19$. Иными словами: 235 лунных месяцев делятся ровно столько же, сколько 19 солнечных лет. При этом: $235 = 12 \cdot 12 + 7 \cdot 13$. Таким образом, для того, чтобы привести лунный и солнечный календари в соответствие друг с другом, требуется в течение каждого 19-летнего периода добавлять 7 лет по 13 месяцев – это и есть високосные годы. По традиции, каждый 3, 6, 8, 11, 14, 17 и 19 год 19-летнего периода является високосным. Для того, чтобы узнать, високосный год или нет, требуется поделить его порядковый номер на 19. Если остаток будет равняться одной из указанных цифр, то год будет високосным (следующий год – 5779; $5779 = 19 \cdot 304 + 3$, т. е. этот год – високосный).

В високосный год добавляется дополнительный месяц, который вставляют между месяцами Шеват и Адар. Этот месяц называют «первый Адар», его продолжительность составляет 30 дней. Следующий за ним месяц получает название «второй Адар», в нем, как в обычном Адаре, 29 дней. Из-за того, что во втором Адаре стандартное количество дней (29) мы знаем, что именно этот месяц и является «обыкновенным» Адаром. Поэтому Пурим отмечается 14 числа второго Адара (14 числа первого Адара называют «Пурим катан» – «маленький Пурим»). Таким образом, если обыкновенный год может состоять из 353, 354 или 355 дней, то високосный год может иметь продолжительность в 383, 384 или 385 дней. Длина еврейского года в любом случае должна соответствовать одному из этих значений.

Порядок лет еврейского календаря исчисляется с «сотворения мира». Это число достаточно условно,

ибо, понятно, что вычислено оно «постфактум» по датам, которые упомянуты в Торе. Традиционно считается, что мир был сотворен в 3761 году до н. э. Однако т. к. еврейский год начинается осенью, незадолго до окончания гражданского года, принято приравнивать гражданский год к еврейскому по большей совпадающей части. Иными словами, чтобы получить номер еврейского года, проще прибавлять к номеру гражданского года не 3761, а 3760. Таким образом: $2018 + 3760 = 5778$, т. е. большая часть 2018 гражданского года соответствует еврейскому 5778 году (заметьте, что в данном случае последние цифры всегда совпадают).

Для того, чтобы мы могли получить всю необходимую информацию о любом годе, нам, однако, недостаточно знать, каков номер этого года с сотворения мира. Требуется также точка отсчета для лунных месяцев. За такую точку принимается новолуние месяца Тишрей 1 года по еврейскому календарю, которое, как принято считать, пришлось на понедельник, 6 октября 3761 года д. н. э. в 11 часов 11 мин 20 с утра (5 ч. 204 «халаким») по иерусалимскому времени. Именно это время является точкой отсчета.

В принципе, этих данных достаточно для вычисления начала любого нового месяца (для упрощения вычислений существует целый ряд вспомогательных инструментов, но их объяснение здесь невозможно).

В своей «математической» части еврейский календарь не является чем-то исключительным. Уже вавилонский календарь основывался на схожих элементах. Более того, как и

номер*	название		количество дней		
1	Нисан		30		
2	Ияр		29		
3	Сиван		30		
4	Тамуз		29		
5	Ав		30		
6	Элуль		29		
7	Тишрей		30		
8	Хешван		29 или 30		
9	Кислев		29 или 30		
10	Тевет		29		
11	Шеват		30		
в обыкновенном году			в високосном году		
12	Адар	29	12	Адар 1	30
			13	Адар 2	29

* примечание: несмотря на то, что еврейский год начинается в Тишрее, отсчет месяцев ведется, начиная с Нисана

месяцы еврейского календаря

любое математическое описание реальности, еврейский календарь, основанный только на вычислениях, не идеален. Так, например, он смещается по отношению к самому точному из известных календарей, григорианскому, примерно на один день каждые 230 лет. (Мы сможем избежать нарастания этой неточности, когда у нас вновь появится возможность «освящать» месяцы не только в соответствии с математическими расчетами, но и с фактическими наблюдениями. Поэтому, несмотря на то, что вот уже более полутора тысяч лет еврейский календарь высчитывается математически, мы не теряем надежды, что когда-нибудь эти теоретические вычисления вновь будут подтверждаться показаниями очевидцев, прибывших с таковой целью в Иерусалим.)

Календарь с «еврейским акцентом»

Еврейский календарь предназначен в первую очередь для людей. Пожалуй, самым ярким подтверждением этому является тот факт, что в качестве момента начала нового лунного месяца не берется чисто математически вычисленное время. Мы считаемся с тем фактом, что новый месяц имеет для человека значение лишь в том случае, когда он может не только теоретически его рассчитать, но и увидеть на небосводе. Этого требует от нас и Тора, которая обязывает объявить начало нового месяца только тогда, когда это было подтверждено двумя прибывшими в Иерусалим свидетелями. Если такого не произошло, то начало нового месяца придется отложить на один день (в еврейском календаре, как уже было сказано, месяц никогда не может продолжаться больше 30 дней). По этой причине (и по некоторым другим, о которых чуть позже) для определения начала нового месяца существует несколько дополнительных правил. Все они, в конечном счете, приводят к тому, что начало нового месяца откладывается, они носят общее название «задержки».

Первая из этих «задержек» призвана сделать новый месяц не только вычисляемым, но и наблюдаемым. Поэтому, если математически вычисленное новолуние выпадает позже чем на 18 часов от начала ночи (12 часов дня), то празднование Рош га-Шана, который приходится на первое (и второе) Тишрея откладывается на один день, т. к. понятно,

что если новолуние состоялось после 12 часов дня, вечером того же дня новой луны видно быть не может.

Следующее правило носит еще более практический характер: крайне неудобно, если самый важный праздник в еврейском календаре, Йом Киппур, выпадет на пятницу или воскресенье – в первом случае у нас не будет возможности подготовиться к Шаббату, а во втором – к самому Йом Киппуру. Еще мы не хотим, чтобы седьмой день праздника Суккот, Гошанна рабба, выпадал на субботу. Т. к. Йом Киппур празднуется через девять дней после Рош га-Шана, 10 Тишрея, то, если Рош га-Шана выпадет на среду, то Йом Киппур придется на пятницу, а если Рош га-Шана выпадет на пятницу, то Йом Киппур будет в воскресенье. Гошанна рабба всегда празднуется через 20 дней после Рош га-Шана. Поэтому, если Рош га-Шана выпадет на воскресенье, Гошанна рабба будет в субботу, а ведь именно этого мы хотим избежать. Поэтому наш календарь должен быть устроен так, чтобы Рош га-Шана не выпадал ни на воскресенье, ни на среду, ни на пятницу. Если мы видим, что новый месяц Тишрей выпадает на один из этих дней, мы также переносим Рош га-Шана на один день. Если же он уже был перенесен на один день из-за предыдущего правила, но выпал на один из трех «запрещенных» дней, то Рош га-Шана «откладывается» еще на один день.

Помимо этих двух «задержек» есть еще две других, которые призваны обеспечить, чтобы следующий год не пришлось удлинять на еще один день, вводя новые типы календаря помимо шести перечисленных выше. Но эти «задержки» встречаются достаточно редко. Возможность «двигать» Рош га-Шана у нас имеется благодаря двум месяцам, Мархешван и Кислев, длина которых может варьироваться от 29 до 30 дней.

Это лишь самые общие правила, на которых строится календарь. Но даже из них понятно, что еврейский календарь – это не просто математическая абстракция, а очень искусное совмещение «объективной реальности» с практической необходимостью, продиктованной не просто «удобством», а желанием наилучшим способом выполнить предписания Торы. Именно в этом и кроется его тайна.

Владислав Зеев Слепой

биография

“МУЛЯ, НЕ НЕРВИРУЙ МЕНЯ!”

ФАИНА РАНЕВСКАЯ

Начало

Фанни Гиршевна Фельдман, известная всем как Фаина Георгиевна Раневская, родилась 27 августа 1896 года в Таганроге в семье Гирша Хаимовича Фельдмана и Милки Рафаиловны, в девичестве Заговайловой. Семья владела фабрикой красок, домами и пароходом «Святой Николай», на котором она после Октябрьской революции уплыла в Турцию. В семье росло ещё четверо детей, и всем им было дано соответствующее воспитание – музыка, иностранные языки, укрепление здоровья регулярными путешествиями в Крым, Италию, Швейцарию. Фаня чувствовала себя одиноко, и однажды, попав на «Вишневый сад» во МХАТ, записалась в театральную студию, а потом бросила гимназию, сбежала из дома и отправилась в Москву поступать в театральный институт. Она два раза провалилась на экзаменах, но намерения стать актрисой не оставила. Это стоило скандалов с родными и разрыва с семьёй. Уже в раннем детстве девочка ощутила в себе актёрское дарование – горько плача, она не забывала посмотреть в зеркало, как выглядит лицо, залитое слезами. А в Москве юная Раневская познакомилась с Цветаевой, Мандельштамом, Маяковским, Качаловым... Но голод не позволил ей засидеться в любимейшем городе, девушка подписала контракт и уехала в Керчь «на роли героинь-кокетт с пением и танцами за 35 рублей со своим гардеробом». Псевдоним «Раневская» – её дань Чехову.

Мытарства

С 1917 до 1924 года Фаина Раневская служила в «Передвижном советском театре» в Крыму. Она вспоминала: «В Крыму в те годы был ад. Шла в театр, стараясь не наступить на умерших от голода. Жили в монастырской келье, сам монастырь опустел, вымер – от тифа, от голода, от холеры... Иду в театр, держусь за стены домов, ноги ватные, мучает голод. В театре митинг, выступает Землячка; видела, как бежали белые, почему-то на возах и пролетках торчали среди тюков граммофон, трубы, женщины кричали, дети кричали, мальчики юнкера пели: „Ой, ой, ой, мальчики, ой, ой, ой, бедные, погибло все и навсегда!“ Прохожие плакали. Потом опять были красные и опять белые. Покамест не был взят Перекоп...» А 1925 Раневская вместе с любимой учительницей Паолой Вульф поступила в Государственный московский камерный театр. Режиссёром там был Александр Таиров, а примой – его супруга Алиса Коонен, которой Раневская опасалась. Ей досталась роль в спектакле «Патетическая соната», но Раневскую вскоре убрали из репертуара, а других ролей для неё не было, и Фаина Георгиевна была вынуждена уйти в Центральный Театр Красной Армии к режиссеру Юрию Завадскому.

«Умерла от отвращения»

Первый фильм, в котором она снялась – «Пышка» Михаила Ромма по Мопассану, это был 1943 год. Затем было множество других фильмов, а знаменитым сделала Раневскую роль Лили в фильме Татьяны Лукашевич «Подкидыш». Слова «Муля, не нервируй меня!» стали визитной карточкой Фаины Раневской, эту фразу она придумала сама. Дети и взрослые буквально не давали пройти ей по улице, так и обращались к ней, называли Мулей. Она бесновалась и даже сделала дорогому Леониду Ильичу замечание, когда он вместо приветствия сказал: «А вот идёт Муля-не-нервируй-меня». На всю страну прогремела слава спектакля «Дальше – тишина» – незабываемый дуэт с Ростиславом Пляттом. В театре Моссовета, где актриса прослужила с 1963 года до 1984, она сыграла всего лишь семь ролей. Но мы и сегодня с восторгом смотрим фильмы, ставшие знаменитыми благодаря гениальному исполнению Раневской, великой актрисы эпизодов! Она любила работу в кино несмотря на то, что о киносъемках говорила: «Представьте, что вы моетесь в бане, а туда пришла экскурсия». В театре Моссовета Раневская прославилась ролью Маньки-спекулянтки в спектакле «Шторм!». Текст она от начала до конца придумала сама, а играла так, что зрители шли только на «Маньку-Раневскую», и после её игры сразу покидали театр. Завадский, режиссёр, был взбешён и снял актрису с роли. Может быть, именно тогда Раневской пришел в голову афоризм: «Напишите надгробном камне - “Умерла от отвращения!”». Остроумные формулировки, которыми она блистала не задумываясь, сделали Раневскую не менее знаменитой, чем роли. Она же в какой-то момент поняла, что литература дает больше свободы и личного пространства, нежели актёрская работа. Но на сцене ли или перед листом бумаги – она жила в единственной возможной для нее роли – себя, Фаины Раневской, получившей в 1961 году звание народной артистки СССР. Сестра Белла, вернувшись из-за границы, провела остаток дней у Фанни. Одиночество

актрисы скрашивала любимая собака. Великой актрисы не стало 19 июля 1984 года.

Абрам Комар



литература

ФАИНА РАНЕВСКАЯ: АФОРИЗМЫ И АНЕКДОТЫ

Я заметила, что если не кушать хлеб, сахар, жирное мясо, не пить пиво с рыбой – морда становится меньше, но грустнее.

Отпускайте идиотов и клоунов из своей жизни. Цирк должен гастролировать.

Искать женщину без изъянов может только мужчина без извилин.

Однажды Раневская поскользнулась на улице и упала. Навстречу ей шел какой-то незнакомец.

— Поднимите меня! — попросила Раневская. — Народные артистки на дороге не валяются...

Меня попросили написать автобиографию. Я начала так: «Я — дочь небогатого нефтяного промысленника...»

— Я была вчера в театре, — рассказывала Раневская. — Актеры играли так плохо, особенно Дездемона, что когда Отелло душил ее, то публика очень долго аплодировала.

— Ну-с, Фаина Георгиевна, и чем же вам не понравился финал моей последней пьесы?

— Он находится слишком далеко от начала.

— Очень сожалею, Фаина Георгиевна, что вы не были на

премьере моей новой пьесы, — похвастался Раневской Виктор Розов. — Люди у касс устроили форменное побоище! — И как? Удалось им получить деньги обратно?

Если бы я часто смотрела в глаза Джоконде, я бы сошла с ума: она обо мне знает все, а я о ней ничего.

Раневская со всеми своими домашними и огромным багажом приезжает на вокзал.

— Жалко, что мы не захватили пианино, — говорит Фаина Георгиевна.

— Неостроумно, — замечает кто-то из сопровождавших. — Действительно неостроумно, — вздыхает Раневская. — Дело в том, что на пианино я оставила все билеты.

Нас приучили к одноклеточным словам, куцым мыслям, — играй после этого Островского!

Актриса прогуливалась по городу, а за ней долго следовала толстая гражданка, то обгоняя, то заходя сбоку, то отставая, пока наконец не решилась заговорить:

— Я не понимаю, не могу понять, вы — это она?

— Да, да, да, — басом ответила Раневская. — Я — это она!

Mordechai Strigler (1918–1998)

Von Marion Eichelsdörfer

„Mein weiterer Aufenthaltsort ist unbekannt und ich weiß nicht wohin es mich treibt – oder ich getrieben werde ...“¹

Mit diesen Worten eröffnete Mordechai Strigler im Mai 1945 seinen ersten Brief aus dem befreiten Buchenwald an den Schriftsteller H. Leivick in New York. Nach fast sechs Jahren, in denen er in zwölf verschiedene Lager von den Nationalsozialisten verschleppt worden war, war mit dem Moment der Befreiung zwar Erleichterung eingetreten, aber auch viel Unsicherheit mit Blick auf die Zukunft.

Mordechai Strigler wurde 1918 in Zamosc (Polen) geboren. Er besuchte dort eine Mussar-Jeschiwa und studierte in anderen Jeschiwot wie Luck und Kleck, hier unter Rabbiner Aharon Kotler (1891–1962). Als er 1937 nach Warschau zog, arbeitete er als Matif (Moralprediger) in der Großen Synagoge, vermehrt aber auch als Journalist, Schriftsteller und Lehrer. Zum Zeitpunkt des Einmarsches der Deutschen in Polen versuchte Strigler nach Russland zu fliehen, wurde aber von den Deutschen gefasst und zunächst in das Ghetto seiner Heimatstadt Zamosc gebracht. Hier waren schon seine Eltern und Schwestern eingesperrt. Mit der Auflösung des Ghettos zwischen dem 16. bis 18. Oktober 1942 wurde er in verschiedene Lager zur Zwangsarbeit verschleppt. Im Juni 1943 wurde er nach Maidanek gebracht, wo er sieben Wochen war, bevor man ihn in das Arbeitslager Skarszysko-Kamienna (Werk C) brachte. Über seine Erfahrungen und Beobachtungen in Maidanek verfasste Strigler den ersten Band seines Zyklus *Ojsgebrente Lihkt* (Erlöschene Kerzen), der 1947 in der Reihe *Dos pojilische jidntum* (Nr. 20) in Buenos Aires erschien.²

Strigler begann seine schriftstellerische und journalistische Arbeit in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen, aber seine Texte wurden erst mit Ende des 2. Weltkrieges in breiterer Öffentlichkeit wahrgenommen. All seine Arbeiten, die er bereits vor dem Krieg und in den Lagern verfasst hatte, waren verloren gegangen bzw. unwiderrufflich zerstört worden. Gleich nach der Befreiung beschloss Strigler alles von vorne zu beginnen und ermutigte auch andere Überlebende dazu.³

In seinem Vorwort zum Gedichtband *In a fremdn dor* (In einer fremden Generation, 1947) geht Strigler auf die Umstände des

Verlusts seiner Schriften ein. „Jedes Mal wurden andere Teile von ihnen (den Schriften) vernichtet ... So geschah es in den ersten Tagen des Krieges, als er (Strigler) zusammen mit seinen Manuskripten, einer jahrelangen Arbeit, in die Hände der Lubliner Gestapo fiel und als ein paar gute Menschen ihn halbtot und zerschunden in einer abgelegenen Ecke der Stadt fanden, gelang es ihnen, ihn wieder zum Leben zurück zu bringen; nur seine Werke waren in den Händen der Henker geblieben ... Später ... begrub er Manuskripte in einem Bauernhaus neben seiner Bettstatt und bis jetzt weiß er nicht, was damit geschehen ist ... Seine neuesten Werke, geschrieben in den Lagern um die „judenreinen“ Städte herum, konnte er selbst aufbewahren bis zur Schwelle der Gaskammer von Maidanek; dort kam er als Nackter heraus und ließ die Werke voll Geschrei an jenem Ort zurück, wo sie zusammen mit seinen Schwestern, seinen Brüdern und Freunden ins Feuer geschickt wurden ...“⁴

Später, im Werk C von Skarszysko-Kamienna, begann Strigler wieder zu schreiben, weil er seinen verlorenen Werken nachtrauerte. Er versuchte sie aus der Erinnerung erneut zu schreiben. Als er schließlich weiter nach Buchenwald verschleppt wurde, musste er wieder alles zurücklassen. Schließlich wollte er aufgeben und nicht noch einmal von vorne beginnen. „Ganze Teile waren aber in seinem verzweifelten Geist stecken geblieben. Sie begannen sich dort wieder zeilenweise zu formieren.“⁵

Buchenwald war das letzte der zwölf Lager, in denen Strigler gefangen war. Dort arbeitete er für den jüdischen kulturellen Untergrund, der die Erziehung und Beschulung organisierte.⁶ David Newman (1919–2002) schrieb in seinen Memoiren, dass Mordechai Strigler sich bereits im Lager von Skarszysko-Kamienna, wo sich die Munitionsfabrik der Firma HASAG (Hugo Schneider Aktiengesellschaft) befand, daran beteiligte, kulturelles Leben selbst unter den schwierigsten Umständen aufrechtzuerhalten. An Sonntagen wurden Konzerte und Lesungen abgehalten, für die Strigler Texte verfasste und auch selbst vortrug. „Jeden Abend nach der Arbeit saß ich mit meinem neuen Freund Mordechai zusammen, um jiddische oder polnische Gedichte und Sketche oder Satiren über das Lagerleben zu schreiben.“⁷

Als die Gefangenen aus dem Lager von Skarszysko-Kamienna nach Buchenwald gebracht wurden, kam Newman im nächsten Umfeld mit Strigler zusammen in den Block 23 des Großen Lagers. Beide wurden im Sommer 1944 von einer Gruppe älterer jüdischer Gefangener ausgesucht, die mit dem kommunistischen Untergrund zusammenarbeiteten, um mit jüdischen Kindern und Jugendlichen zu arbeiten, die gerade aus den Arbeitslagern in Westpolen gebracht wurden. Sie sollten die Neuankömmlinge beaufsichtigen und mit ihnen arbeiten. Es war unter anderem Striglers und Newmans Aufgabe für Beschäftigung zu sorgen und sie zu ermutigen. Sie unterrichteten die Kinder und Jugendlichen mit Geschichten und Liedern.⁸ Strigler schrieb in einem Brief an H. Leivick, er habe begonnen ca. 50 Jugendliche zwischen 14 und 18 Jahren im Geheimen zu unterrichten. Kurz vor der Befreiung musste er seine Vorträge schließlich vor über 800 Jugendlichen abhalten.⁹

In einem Video-Interview des Yiddish Book Center erzählt Martin Schiller, der als Kind in Buchenwald war, dass er Mordechai Strigler begegnet war und von ihm Lieder gelernt hatte. Er war in einer anderen Baracke untergebracht als sein kleiner Bruder. Von Zeit zu Zeit gelang es ihm ihn zu besuchen. In derselben Baracke traf er auf Mordechai Strigler. Er konnte ihn bei seiner schriftstellerischen Arbeit beobachten. „West lachn“ war eines der Lieder, die Strigler ihnen vorsang. Hierin ging es um das Gespräch zwischen zwei Jungen, Avremele und Motele. Der eine ist Optimist und verheißt ein glückliches neues Leben: „West lachn! ... me hert schojn die signaln ...“, der andere fragt: „Wie kann ich lachen?“ und hält ihm den Verlust seiner Familie entgegen, während der erste immer wieder positiv in die Zukunft schaut.¹⁰

Jack Werber war Schreiber im Block 23 unter dem kommunistischen Blockältesten Karl Siegmeyer und war ebenfalls Mitglied der Untergrundgruppe, die es sich zu Aufgabe gemacht hatte, jüdische Kinder zu retten. Werber schrieb sowohl über Newman als auch über Strigler in deren erzieherische Bemühungen. Strigler sei in Buchenwald hochangesehen als Lehrer und Schriftsteller gewesen. Er soll den Kindern Hoffnung gemacht haben, indem er ihnen Geschichten vom jüdischen Widerstand und Mut in der Vergan-

genheit erzählte. Aber die Aufgabe, die sich Strigler stellte, war nicht einfach, da schon manche der jüngsten Kinder keine Hoffnung mehr in sich trugen. So soll ein achtjähriger Junge gefragt haben: „Wozu soll ich zur Schule gehen? Ich komme hier sowieso nicht lebendig raus.“¹¹

Bereits am 4. Mai 1945, ungefähr drei Wochen nach der Befreiung, gab Strigler eine erste Zeitschrift für Schoa-Überlebende heraus: *Tchijes HaMejsim* (Auferstehung der Toten). Diese Zeitung beinhaltete sechs handgeschriebene Seiten, die aus selbstverfassten Texten zusammengestellt waren. Strigler eröffnete auf Seite eins mit einer kurzen Stellungnahme zur Frage „Farvos a zajtung?“ (Wozu eine Zeitung?):

„Mit Herausgabe dieser Zeitung wird der erste Versuch einer jiddischen Presse für die Überlebenden veröffentlicht ... Wir sind wenige, Übriggebliebene! Eine Sache haben wir aber in den schrecklichen Jahren gelernt: Hartnäckigkeit! Wir werden uns darin verbeißen alles erneut zusammenzutragen, es zu zementieren und mit allen physischen und geistigen Anstrengungen beginnen gemeinsam unser Leben und unsere Welt aufzubauen ... Sind wir die letzten, die ihr Leben durchgeschleppt haben oder gibt es noch andere, die auf unser erstes Lebenszeichen warten? Wie der biblische Noah schicken wir die erste Taube aus ... wird sie uns einen Gruß bringen?

Verschiedene physische und psychologische Schwierigkeiten haben sich im Verlauf der schweren Lagerzeiten an uns geheftet ... wir haben den Kontakt mit dem normalen Leben verloren und es ist unsere schwere Aufgabe ihn wieder zu finden! Wir kennen die Erschütterungen, wir kennen aus eigener Erfahrung die große Nervenprobe und Geisteslast, die ihr, schwer geprüfte Freunde und Brüder, auf euch tragt und wir wollen uns mit euch nicht wie Literaten und nicht wie Redakteure unterhalten, sondern wie einfache Menschen in der einfachsten klarsten Sprache ... Dies soll unser Weckruf sein. Wacht auf! Kommt, lasst uns zusammen in die neue Welt von Morgen aufbrechen!“¹²

Diesem ersten öffentlichen Auftreten nach der Befreiung folgte Striglers umfassender Aufruf *Zu ajch schwester un brider bafrajte* (An euch, befreite Schwestern und Brüder), den er noch in Buchenwald Ende Mai 1945 verfasste. Einen Monat später, als er sich bereits in Paris aufhielt, überarbeitete er seinen Text und konnte ihn schließlich im selben Jahr in New York unter der Herausgeberschaft des Workmen's Circle veröffentlichen. Ähnlich wie in seiner ersten Zeitung für die Überlebenden ruft Strigler der *Sche'erit HaPleta* wiederum zu: „Hej du! Du bist

doch frei! ... die Draht-Gräuel, mit denen man eure Körper in Maidanek oder Auschwitz eingezwängt hatte, sind bereits aufgehoben; ... Man muss aber das Gefühl der Befreiung in sich haben, um aus der Psychose herauszukriechen, die sich bis zum Wahnsinn in eines jeden Seele eingegraben hat ... Wir müssen uns selbst befreien!“¹³

Strigler ging es darum den Überlebenden wieder Selbstbewusstsein zu vermitteln, sich nicht mehr minderwertig zu fühlen, sich nicht verstecken zu müssen. Er sah in den Überlebenden vor allem den Samen, der neues Leben schafft und aus dem sich das jüdische Volk erholen muss und der die jüdische Kultur wieder aufbaut: „Auf den Ruinen des alten Europa wird neues Leben wachsen. Keine Bewegung und keine eifernde Fanatiker-Gruppe, sondern ein Volk mit dem Namen: Der neue Jude! ... Wir werden als kulturelle Einheit auftreten, mit eigener Sprache, eigenen Dichtern, Denkern und Volksvertretern, und der kulturelle Jude braucht das kompakte, organisierte Judentum ... die alleuropäische Föderation des geretteten Judentums ... gemeinsam sind wir die Kraft zum Aufbau, zum Wiedererschaffen! Nicht „polnisch-jüdisch“ soll gesagt werden, sondern europäisch-jüdisch.“¹⁴

Ungefähr zwei Monate nach der Befreiung begleitete Strigler eine Gruppe jüdischer Waisenkinder nach Paris, wo er sieben Jahre, von 1945 bis 1952, verbrachte.¹⁵ Es wird vermutet, dass Elie Wiesel in dieser Gruppe war, die in ein jüdisches Waisenhaus gebracht wurden.¹⁶ Dort war er Mitarbeiter und Herausgeber der Zeitung *Unser Wort* und engagierte sich in der kulturellen Arbeit verschiedener Organisationen, die von Überlebenden für Überlebende gegründet worden waren. Auch wenn Strigler überaus aktiv zu sein schien, war das Leben in Paris für ihn schwierig. Er fühlte sich fremd in dieser „normalen“ Welt, es widerstrebte ihm einfach zum Tagtäglichen überzugehen und er spürte, dass er noch eine Verpflichtung gegenüber der Vergangenheit hatte: „Er zog sich in ein entlegenes Eck zurück, wie jemand, der mit dieser fremden, normalisierten Generation immer noch nichts zu tun hat ... In seiner Abgesondertheit grub er weiter in den Gräbern der Vergangenheit, lebte mit seiner verschwundenen und ausgelöschten Generation und suchte für sie – für sich und sein gepeinigtes Leben von früher – einen Funken Erlösung.“¹⁷

Als er noch in Buchenwald war, suchte Strigler bereits Kontakt zu anderen jiddischen Literaturschaffenden und journalistischen Kreisen in den USA. Seinen ersten Brief schrieb er an H. Leivick (1888–1962) in New York. Ihn bewunderte Strigler bereits als Jeschiwa-Schüler. In

seinem Gedicht *A lebn asojns* (Welch ein Leben) schrieb Strigler über die verbotene Lektüre eines Gedichtbandes von Leivick während des täglichen Lernens in der Jeschiwa.¹⁸ Als er erwischt wurde und man von ihm verlangte das Buch zu zerstören und zu schwören, solche Literatur nie wieder zu lesen, blieb er standhaft und zog die Konsequenz. Strigler verließ die Jeschiwa und suchte sich eine andere. Dieser erste Brief an Leivick vermittelt, wie das Zitat zu Beginn dieses Artikels andeutet, das Bild eines Überlebenden, der auf der Suche nach einem neuen Ort ist, an dem er seine schriftstellerische Arbeit fortführen kann. Leivick verstand Striglers Anliegen und erkannte in ihm einen talentierten Schriftsteller. Er publizierte das Gedicht *Der letzter jid in geto*, das Strigler seinem Brief beigelegt hatte. Das Gedicht über die Ermordung des letzten Juden in Striglers Heimatstadt Zamosc, den Bäcker Mosche Rapoport, zeigte ein Ausmaß der Gräuel unter Nazi-Herrschaft auf, das der damaligen Leserschaft bis dahin unbekannt war.¹⁹

Leivick selbst war 1913 nach New York gekommen, nachdem er im Jahr zuvor seinem sibirischen Exil entkommen konnte. Er hatte vier Jahre in einem Arbeitslager verbringen müssen und wurde schließlich in einem viermonatigen Fußmarsch nach Witim gebracht. Er war dazu verurteilt worden, weil er öffentlich das zaristische Regime kritisiert hatte. So spielte in Leivicks eigenem Schreiben diese Erfahrung seines Lebens stets eine Rolle und ließ ihn gegenüber den Schoa-Überlebenden besondere Empathie empfinden. Seinen Gedichtband, der Texte der Jahre 1940 bis 1945 enthält, nannte Leivick *In treblinka bin ich nit geven* (Ich war nicht in Treblinka).²⁰

In den sieben Jahren ihres Briefwechsels haben sich Strigler und Leivick dreimal persönlich getroffen. Das erste Mal im Rahmen einer Visite einer Delegation von drei Kulturschaffenden (H. Leivick, Sängerin Emma Shaver und der Schriftsteller Israel Efros), die der Jüdische Weltkongress in New York entsandt hatte. Am 10. April 1945 startete die Delegation, unter der Leitung der UNRRA (United Nations Relief and Rehabilitation Administration), und besuchte achtzehn DP-Lager in der amerikanischen Besatzungszone.²¹ Darunter waren die Orte München, Garmisch, Mittenwald, Landsberg, Holzhausen, St. Ottilien, Dachau, Föhrenwald, Tutzing, Gauting, Neu-Freimann, Aining, Leipheim, Feldafing, Stuttgart, Berchtesgaden und Aschau.²² Ende Mai 1946 wurde die Verlängerung des Visums der Delegation abgelehnt und die Mitglieder waren gezwungen Deutschland zu verlassen, noch bevor sie alle Orte besuchen konnten, die sie eingeplant hat-

ten. Sie reisten nach Paris ab, wo sie vom 31. Mai bis 11. Juni 1946 blieben. Die dortigen Überlebenden organisierten verschiedene Treffen für sie, unter anderem mit Mordechai Strigler.²³

In den Jahren bis 1952 wurde Striglers journalistischer und schriftstellerischer Weg geprägt. Als er nach New York kam, war Strigler gerade mal 34 Jahre alt und dem jüdischen Lesepublikum bereits bekannt. Er hatte hunderte Artikel überwiegend in Jiddisch, aber auch Hebräisch, verfasst und bereits seine Schoa-Erfahrung in sechs Bänden in der Reihe *Dos pojlsche jidntum* veröffentlicht.²⁴

Leivick verfasste zum Band *Majdanek* ein Vorwort, in dem er Striglers Schriften empfahl, weil er in bis dahin unbekannter Weise die Abgründe des menschlichen Verhaltens schilderte: „Strigler war in der allerschlimmsten Hölle – in Hitlers Inferno; was er dort sah, hat nicht nur mit Hitler, nicht nur mit Nazideutschland zu tun, sondern mit dem ganzen Menschengeschlecht. Er sah das Grauenhafteste in der grauenhaftesten längsten Nacht, und – er sah auch den Juden in der längsten Nacht, und – auch sich selbst in der nämlichen Nacht ... Meine Begleitworte sind Ausdruck der Anerkennung für einen jungen Kollegen, der sich aus der Zerstörung erhoben hat und dessen Sendungsdrang nicht ruhen wird, ehe er uns alle mit seinen Erlebnissen bereichert hat. Er ist dazu berufen.“²⁵

Strigler fühlte sich tatsächlich zum schreibenden Zeugen berufen und er hatte sehr früh nach der Befreiung den Plan gefasst, seine Erfahrung aus sechs Jahren nazistischer Unterdrückung in diesem Bücherzyklus zu verarbeiten und dabei mit größter Genauigkeit vorzugehen. Dieses Anliegen verstärkte sich bei ihm noch, als er mit der Zeit erkannte, dass es bis dahin noch nicht gelungen war, sich ein vollständiges Bild von den Ereignissen zu machen, „obwohl so viel geschrieben wurde. Die Geschichte der „Zerstörung der jüdischen Welt“ muss noch aus dem Inneren heraus geschrieben werden ... das musste das Schicksal meines schriftstellerischen Sinns werden, beim nochmaligen Eintauchen der Feder in die Leiden unserer jüdischen Generation. Bei der Planung der Konzeption meiner Arbeit habe ich ein Lager ausgewählt, das von Leben wimmelte – und durch dieses symbolisiert den ganzen katastrophalen Weg unseres Schicksals in ganzer Tiefe. Majdanek war nur der Korridor zu den tiefsten Abgründen ...“²⁶

Der Charakter von Striglers Zeugnisliteratur ist vielfältig. Einerseits gibt es Passagen, die einem historischen Dokument gleichen, das die Ereignisse verzeichnet, andererseits durchmischt Strigler dies mit Aussagen anderer Zeugen und per-

sönlichen Erinnerungen, aber auch Passagen in denen er versucht, das Seelenleben der Mitgefangenen erahnend zu beschreiben.²⁷ Die sehr literarisch und poetisch gestalteten Texte des Autors lassen den Leser die geschilderten Situationen intensiv wahrnehmen. Strigler geht es hier nicht in erster Linie um eine chronologisch genaue Darstellung der Ereignisse, als vielmehr um die Vermittlung der verstörenden Eindrücke des Erlebten. In seinem ersten Brief an H. Leivick schreibt Strigler: „Ich muss aber wegen meiner Art zu schreiben etwas anmerken. Ich schreibe alle erlebten Eindrücke elementar und kondensiert. Ich möchte, dass nicht der kleinste Punkt angetastet wird, selbst an jenen Stellen, wo der Stil roh ist. In den Stunden, in denen ich schreibe – durchlebe ich die Sache ein zweites Mal, und ich will jene Stunden nicht mit dem geringsten Strich korrigieren.“²⁸

In New York war Strigler bis 1995 Herausgeber der sozialistisch-zionistischen Zeitung *Der Jiddischer Kemfer*. Hier veröffentlichte er Texte der bekanntesten jiddischen Autoren seiner Zeit: Abraham Reisen, H. Leivick, Jacob Glatstein und Isaac Bashevis Singer.²⁹ 1978 erhielt er den Itzik Manger Preis für jiddische Literatur. Ab 1987 bis zu seinem Tod 1998 war er außerdem Herausgeber des *Forverts*. Sowohl mehrere seiner jiddischen und hebräischen Novellen, als auch über tausend seiner Kurzgeschichten, Essays und Artikel in jiddischen und hebräischen Zeitschriften erschienen nicht unter seinem Eigennamen, sondern unter Pseudonym.³⁰ Strigler soll über 20 Pseudonyme verwendet haben, die er jeweils für ein bestimmtes Themengebiet, über das er schrieb, reservierte.³¹

Strigler blieb sein Leben lang der jiddischen Sprache treu und publizierte in ihr. Dies ist sicher einer der Gründe, warum seine Literatur nicht zu seinen Lebzeiten den Weg zu einem breiteren internationalen Lesepublikum gefunden hat, wie es die Bücher anderer Überlebender, wie zum Beispiel die Elie Wiesels, geschafft haben. Erst in seinem Todesjahr 1998 kam eine französische Übersetzung seines Buches *Majdanek* heraus. Schließlich erschien 2016, kurz vor dem siebzigsten Jahrestag der Ersterscheinung, die deutsche Übersetzung von Sigrig Beisel unter der Herausgeberschaft von Frank Beer, der bereits an der Quellenedition „Nach dem Untergang. Die ersten Zeugnisse der Schoa in Polen 1944–1947“ (2014) mitgearbeitet hatte. Mittlerweile ist im vergangenen Jahr der zweite Band *In den Fabriken des Todes* gefolgt.³² Es ist zu hoffen, dass auch die nachfolgenden Bände bald in dieser wertvollen Übersetzung dem deutschen Lesepublikum vorliegen.

Fußnoten

- 1 Yechiel Szeintuch: Introduction to the correspondence between M. Strigler and H. Leivick 1945–1952, Jerusalem 2015, S. 47.
- 2 Yechiel Szeintuch: Strigler, Mordechai, in: Encyclopaedia Judaica, second edition, Vol. 19, Detroit 2007, S. 258.
- 3 Szeintuch (2015), Introduction, S. 31.
- 4 Mordechai Strigler: In a fremdn dor. Lider un poemen, Paris 1947, S. 9.
- 5 Ebd., S. 10.
- 6 Szeintuch (2007), Strigler, S. 258.
- 7 David Newman: Hope's Reprise, Chapter: Would I had never known this place, The Azrieli Series of Holocaust Survivor Memoirs, Toronto 2015, S. 4.
- 8 Ebd., S. 6, 8.
- 9 Szeintuch (2015), Introduction, S. 79.
- 10 Yiddish Book Center, Wexler Oral history Project, 2013 [https://www.youtube.com/watch?v=n4cSZuAWP5I].
- 11 Jack Werber, William B. Helmreich: Saving Children: Diary of a Buchenwald Survivor and Rescuer, New Brunswick; London 2014, S. 101.
- 12 Yechiel Szeintuch: "Tchijes HaMejsim" – Halton HaRischon Schel Sche'erith HaPleta, Khulyot – Journal of Yiddish Research, No. 10, Winter 2007, S. 195.
- 13 Mordechai Strigler: Tsu ajch schwester un brieder bafrajte, Nochmilchome-problemen fun jiddischn folk, New York 1945, S. 3.
- 14 Ebd., S. 12, 16.
- 15 Smith, Dinitia: Mordechai Strigler, Editor of Yiddish Forward, dies at 76, in: New York Times, 12. Mai 1998.
- 16 Susanne Klingenstein: Mordechai Striglers *Majdanek* (1947); oder warum aus Motl Strigler nie ein Elie Wiesel wurde. Eine Buchvorstellung, Fritz Bauer Institut, Frankfurt, 17. Oktober 2016.
- 17 Strigler (1947), In a fremdn dor, S. 11.
- 18 Ebd., S. 23–25.
- 19 Szeintuch (2015), Introduction, S. 31. Das Gedicht ist nachzulesen in Striglers Band *In a fremdn dor*, Paris 1947, S. 157–163.
- 20 Jan Schwarz: Survivors and Exiles. Yiddish Culture after the Holocaust, Detroit 2015, S. 71.
- 21 Szeintuch (2015), Introduction, S. 35.
- 22 Tamar Lewinsky: Un az in Treblinka bin ikh yo geven iz vos? H.Leyvik und die Sheyres-Hapleyte, in: Leket. Jiddistik heute, Bd. 1, Düsseldorf 2012, S. 545. Die Autorin verweist darauf, dass alle drei Delegationsmitglieder ihre Reiseindrücke publiziert haben.
- 23 Szeintuch: (2015), Introduction, S. 35.
- 24 Ebd., S. 33.
- 25 Mordechai Strigler: Majdanek. Ein früher Zeitzeugenbericht vom Todeslager, hg. von Frank Beer, aus dem Jiddischen von Sigrig Beisel, Springe 2016, S. 15f.
- 26 Mordechai Strigler: Gojroles, Buenos Aires 1952, S. 349f.
- 27 Schwarz (2015), Survivors, S. 74.
- 28 Szeintuch (2015), Introduction, S. 47f.
- 29 Smith (1998), Mordechai Strigler.
- 30 Szeintuch (2007): Strigler, S. 258.
- 31 Smith (1998), Mordechai Strigler.
- 32 Mordechai Strigler, Frank Beer (Hrsg.): Majdanek. Verloschene Lichter. Ein früher Zeitzeugenbericht vom Todeslager. Aus dem Jiddischen von Sigrig Beisel. Mit einem Vorwort von Yechiel Szeintuch, Springe 2016.
Mordechai Strigler, Frank Beer (Hrsg.): In den Fabriken des Todes. Verloschene Lichter II. Ein früher Zeitzeugenbericht vom Arbeitslager Skarzynsko-Kamienna, Springe 2017.

א לעבן אזוינס...

מיין הרובער היים — מיט ציטער.

ה.



ווי די זיפנים צו שאולן אמאל —
איז מען ר' מענדלען געקומען זאגן:
ס'האט געטון דער מתמיד מאטל, יא
פון ביבלאטעק א ביבל צוהיימגעטראגן...

און ביינאכט ווען דער טאטע איז נישטאָ
לייענט ער ביכער, זוכט אין בלעטער
מיט איין נאָט נאָכנישט גוט באקאנט —
און זוכט שוין קאנטשאפט מיט נייע געטער...

...זיך איך ביינאכט אמאל צוויי
און לייען איך ווינקל א ביבל לידער
אַט לייג איך עס פון האנט ארויס
און נאָט עס באלד אין האנט ווידער

די שוועסטער — ערנעץ אויף שפאציר
די מאמע אויף א שמועס ביי א שכנה
און דער טאטע איז צוועק אין דאָרף
אויפן שפור פון אמאליקע עסקים זיינע

האט די מאמע אָנגעזאָגט:
ס'ט הערן ווען ס'קומט נאָר עמעץ!
נאָר איך בין דאָ אינגאנצן פארנאפט —
און בין טייל צו הייבן הויך די ברעמען —

שפיר איך א באריר פון א האנט
און ב'ווער איין שטיק ציטער
ר' מענדלס אויגן שטענן טיף
און זיין שמויבל — פיאָלוק-ביטער —

שלאַנג זיך אַן בליק אויף בליק
מיינער — שוואַך און זינער — שטארק
גליטשט א וואָרט זיך דורך מיין קעל
פארשטיקט עס זיך אין געוואָרג

...לייענט ר' מענדל שטארק פארטיפט —
אין די בלעטער פון מיין גנבה
און חדושת זיך, פאר זיך שטיל:
ווער איז דאָס פאר איינער, לייזויק?

נאָר ב'שווייג יעצט ווי א שטומער —
ב'קען ר' מענדלען ווי מיינט פינגער:
א זינד ביי אים א איבריך וואָרט;
האסט פארביסן העזה-אינגער...

לייגט ער צוריק צוועק דאָס בוך
און גייט מיט צער-טריט שטיל ארויס
נאָר זיין שאַטן אויף דער וואַנט —
בלייבט ביי מיר צוויי מאָל גרויס

ב'ווייס אז היינט איז דאָ געשען —
א זאך א גרויסע, א שרעקלעך-נייע
ווייל ס'האט געוויינט ר' מענדל'ס טריט —
ווי געווען וואָלט דאָ מיין לויז — —

ב'ווייס אז מאָרגן, אוי א טאָג!
וועט א משפט מיט זיך ברענגען
און ב'בעט ביי יעדן רגע נאָכט —
זי זאָל בלייבן מיט מיר לענגער...

נאָר די שעהן האָבן וועמען —
משונגע-שנעל אקיינגעזולויפן
און די נאָכט פארנאָגט עס פון דער שוועל
— פריגערויש אויף אלע הויפן — —

פאר וועמען?...

פאר וועמען איז דען פארזאן צו זינגען?
וועמען זאָל איך שענקען האַרץ?
אַלין אַרום איז פארגליווערט;
ב'טו א בליק בלויז און ווער פארשטאַרט

ב'קום פון דורות מיט זינגער-מוחות
וואָס האָבן פלאַמען אין בלוט פארטלאַנגט
און איך אליין בין מיטגעצונדן —
א קליינטשיק בלעמל פון גרויסן קראַנץ

איז וועל איך זינגען, וועל איך קלאָנגן —
ווער וועט וועלן מיר פארשטיין?
אז אמאל אין מינטן שוואַכע
ווער איך ברעמד פאר זיך אליין

לייג איך אמאל צוועק די פעדער
און שריי איך זיך אריין: פארגעס!
און ווען איך שרייב איינסטני דאָ ווידער
שטייגט פון קבר אויף א מת — —

Mordechai Strigler: In a fremdn dor, Paris 1947, S. 23f., 245.
Fotos: <http://yiddish.forward.com/articles/192865/correspondence-between-mordechai-strigler-and-h-le/>
<https://www.buchenwald.de/1256/>

